

## Die Pastoralynode der Jurisdiktionsbezirke in der Deutschen Demokratischen Republik (1973–1975) in der Erinnerung der Synodalen

*Joachim Schmiedl*

### *1. Die Vorgeschichte*

In den Interviews zur Dresdener Pastoralynode gab es markante Unterschiede zu den zeitlich davor durchgeführten Gesprächen über die Würzburger Synode. Den Interviewten lag sehr viel daran, den aus dem „Westen“ stammenden Interviewer (Dr. Robert Walz) mit den gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnissen in der DDR vertraut zu machen. Sowohl in Bezug auf die Vorgeschichte, die Ereignisse um die Meißener Synode als auch das besondere Staat-Kirche-Verhältnis und seine Auswirkungen auf die Lebensgeschichten der Synodalen spielten die Bedingungen des bis 1990 existierenden zweiten deutschen Staates eine große Rolle. „Überhaupt auch die ganze Synode meiner Meinung nach ist überhaupt nur zu verstehen, wenn man sie in den politischen Kontext DDR setzt. Anders geht das gar nicht.“ (Herbert Flügel)

#### *1.1 Die katholische Kirche in der DDR*

Die Deutsche Demokratische Republik verstand sich als sozialistischer Staat. Ein Bekenntnis zu diesem politischen System war gleichzeitig ein Bekenntnis zum Atheismus als weltanschaulichem Fundament. Eine Konkretisierung war die Haltung zur Jugendweihe als säkularisiertem Ersatz für Firmung oder Konfirmation: „Naja, ein wichtiger Punkt war natürlich hier auch nachher bei der Jugendweihe, dass der Sozialismus hier immer sich mit dem Atheismus vereint hat. Ja also, dass wenn von vornherein ein verhältnismäßig neutralen Sozialismus angeboten hätte von Seiten des Staates, dann hätte die Kirche ihre Position sicher von Anfang auch anders überlegen müssen, aber der in der Zeit gerade da bei den fünfziger Jahren, vor sech-

zig Jahren auch noch, da war natürlich Sozialismus immer mit Atheismus verbunden und jedes Ja zum Sozialismus wurde von der Kirche als ein Treueverrat am Christentum also empfunden. Das war sicher ein wichtiger Punkt. Die anderen, sagen wir mal, dass man nicht vereinnahmt werden wollte, dass man die evangelische Kirche so als abschreckendes Beispiel vor sich hatte, in der Richtung. Ich habe es nachher so gesagt: Die beiden Konfessionen haben ja gelernt voneinander auch, nicht. Die Katholiken, die sagten zu den evangelischen Leuten im Gespräch, auch wenn Pfarrer sich zusammentun: ‚Ihr sagt ja zu allem was.‘ Und die Evangelischen sagten: ‚Ihr könnt nichts falsch sagen, weil ihr gar nichts sagt.‘ Da hat man dann wenig, sagen wir mal, bei Unterricht und so weiter, da hat man dann doch gemerkt, dass man eigentlich mehr zusammen oder beziehungsweise nachher auch bei den Friedensgebeten, dass man sagt: Gut also, ihr seid eigentlich die angestaute Volkskirche, ihr könnt mehr machen als wir, die wir diese Reihen zusammenhalten müssen, weil wir zu wenig sind, nicht wahr.“ (Paul-Julius Kockelmann)

War in den 1950er und 1960er Jahren die Haltung der katholischen Kirche zur Jugendweihe noch sehr ablehnend gewesen bis hin zu kirchlichen Sanktionen für Eltern und Jugendliche, wurde sie danach flexibler: „Joa, da ging es, ging es schon um Dinge, zum Beispiel Jugendweihe, wie, wie stehen wir dazu und tolerieren wir das? Und, oder lehnen wir das grundsätzlich ab und da sind natürlich auch Eltern auf den Plan gegangen, weil, weil man kann es ja nicht pauschal bewerten. Für, für mich und uns war klar, unsere Kinder gehen nicht in die Pioniere und gehen nicht zur Jugendweihe. Aber ein anderes Kind oder eine andere Konstellation der Schule oder der Ortschaftsituation kann ein ängstliches Kind in die Isolierung treiben, die, wo das Kind Schaden leidet. Und da musste man eben überlegen, wie das, ich glaube, das Prägen ist immer eine einzelne Gewissensentscheidung geblieben. Man konnte nicht sagen: ‚Du musst oder du musst nicht‘, oder, ‚Du darfst nicht‘. Und das ist eine persönliche Entscheidung des Einzelnen“ (Dietmar Bartel). Die Konfrontation mit dem Staat war „festzumachen an der Jugendweihe zum Beispiel, aber auch an der Tatsache insgesamt, dass keiner, bis auf ganz geringe Ausnahmen von den Hochqualifizierten, in eine höhere Position kam.“ (Paul Christian). Man dürfe nicht ver-

gessen, „wie viele Katholiken in der DDR nachhaltigste Benachteiligungen gehabt haben durch diese wirkliche törichte Jugendweihegeschichte“ (Bruno Diefenbach). So in der Familie von Bertin Effmert (geb. 1929): „Wir haben mit den Kindern sehr viele Schwierigkeiten gehabt. Es ist, wir haben drei Kinder, und keines ist auf eine Oberschule gekommen.“ (Bertin Effmert). Maria Jänchen (geb. 1937) berichtet von ihrer eigenen Karriere: „Also ich kenne viele Freunde, deren Kinder nicht zur Jugendweihe gegangen sind und deswegen nicht zur Oberschule durften und die dann auch aufgrund ihrer Einstellung auch nicht zum Studium zugelassen wurden und die dann aber, wenn sie studiert hatten, auch also kaum jemals mal eine akademische Laufbahn einschlagen konnten. Das ist zum Beispiel mir so gegangen, also ich hätte schon eigentlich auch einen Faible dafür gehabt, aber das war von vornerein klar, ich kann meine Seele nicht verkaufen deswegen.“ (Maria Jänchen)

An der Haltung zur Jugendweihe und ihrer konkreten Durchführung in einzelnen Gemeinden oder Familien wurde deutlich, wie differenziert sich die katholische Kirche in der DDR darstellte. Das sollte zu einem Zentralerlebnis der Pastoralynode werden: „Für mich war bei der Synode erst mal deutlich geworden: Man hat immer gedacht, DDR ist so ein monolithisches System. Aber die katholischen Gemeinden konnten so relativ verschieden sein, in bezug darauf, wie sie aufgebaut waren, wieviele Vertriebene da waren oder nicht, ob ein Stamm da war von Leuten, die schon früher da waren. Für mich war auch sehr erstaunlich zu entdecken, dass da die Haltung gegenüber Jugendweihe durchaus differenziert war, das heißt unterschiedlich nicht in der offiziellen Wertung gewichtet, sondern eben im praktischen Vollzug in den Ortsgemeinden, dass eben viele Leute doch kontra gestanden haben und andere haben eben doch Zugeständnisse gemacht, haben mitgemacht. Das war durchaus schon lokal verschieden.“ (Bernhard Wenzel)

Das an der Jugendweihe zu exemplifizierende Spannungsfeld muss auf dem Hintergrund gesehen werden, dass die katholische Kirche in der DDR eine kleine Minderheit darstellte: „Also die Anzahl der katholischen Christen zur Zeit der Synode betrug 1,3 Millionen Katholiken, ziemlich genau. Und die Anzahl der evangelischen Christen fast acht Millionen. Heute ist es inzwischen so, dass sich das hal-

biert hat bei uns. Wir haben also heute in Ostdeutschland ungefähr 650000 Katholiken maximal, und das würde vier Prozent bei 16 Millionen Einwohnern bedeuten, vier Prozent. Und die evangelischen Christen haben sich von acht auf 2,4 Millionen reduziert. Das würde etwa 15 Prozent sein bei 16 Millionen. Die Zahlen, da kann ich ziemlich mich dafür verbürgen, weil ich die weiß aus offiziellen Verlautbarungen. Um es noch kurz zu sagen: Die 1,3 Millionen katholische Christen entsprachen 7,5 Prozent und die acht Millionen fast 50. 17,3 Millionen DDR-Bürger waren es. Weil das Eichsfeld eben stark vertreten war und andere sehr wenig.“ (Joachim Vogt)

Aus der Erfahrung der „kleinen Herde“ entstand eine andere Form des Zusammenwirkens und des gegenseitigen Sich-Kennens: „Also man kannte sich persönlich und den Faktor darf man, glaub ich, nicht vernachlässigen. Ich stell mir vor, dass es bei der bundesdeutschen Synode in Würzburg so ganz anders gewesen ist. Dass man es da mit einer ganz anderen, unpersönlicheren Dimension zu tun hat. Ich will nicht sagen, dass sich alle kannten. Also ganz so, wie es in Albanien ist, war es nicht. Aber viele kannten sich oder haben sich kennengelernt und dadurch lief auch Vieles viel persönlicher ab. Nicht persönlicher, dass es härtere Konkurrenz gab, sondern man kennt sich und man versteht sich dann auch ein bisschen. In so einer kleinen Gruppe entwickelt sich dann auch ein einigermaßen ordentliches Verhältnis. Also das habe ich bereits im Ansatz mitbekommen und dann auch später mehrfach bestätigt bekommen. Man sitzt eben zusammen, man steht zusammen, man isst zusammen, man redet zusammen und es bildet sich eine Gruppe, auch über die Grenzen drüber weg und das hat, glaub ich, das war ein Faktor, der der katholischen Kirche der DDR als Folge der Pastoralynode ganz gut getan hat. Auch wenn die Papiere hinterher kaum eine Rolle gespielt haben. Ich hab dann halt sämtliche Bischöfe gekannt. Ich glaub, ich hab mit allen irgendwann mal gesprochen. Selbst auf dieser einen Sitzung. Man sitzt halt in Sichtweite, also das ist nicht wie ein Fußballfeld mit 50.000 Teilnehmern, sondern alles ist klein, alles ist überschaubar. Das hat manchmal auch Nachteile, das wäre schön, wenn man mal Experten für das und das und das einfach mal aufrufen kann. Das ging dann nicht so einfach, vieles war halt familiär. Wenn kein Experte da war, dann musste derjenige, der am ehesten

noch Ahnung hat, halt was dazu sagen. Das ist also ganz einfach. Insofern ist es ein bisschen hausbackener gewesen, aber der Ansatz, der dadurch möglich war, hat auch viele positive Möglichkeiten freigesetzt. Was ich mir vorstelle, kann bei der Würzburger Synode nicht so gewesen sein, wenn Katholikenrat und solche gewaltigen Organisationen dort die Organisation in die Hand nehmen. Ich hab nichts gegen die, nur als Beispiel für eine große Gruppe. Da glaub ich, läuft auch manches ganz anders ab als wenn man weiß: Ok aus Erfurt, 50 km entfernt und wir haben uns schon x-mal Mal gesehen.“ (Klaus Appenroth)

Auch die kirchliche Organisation wurde als viel bescheidener denn im Westen erlebt: „Es gab ja nur ein Bistum hier in der DDR, was Bistum war und das aber auch eine Bistumssynode durchführen konnte. Das andere waren ja nur kirchliche Verwaltungsbezirke, da war ja noch keine Neuerrichtung von Bistümern erfolgt. In Berlin war der Sonderfall, wo bloß die Hälfte dazu gehörte“ (Dieter Grande). So waren auch die Probleme „erheblich geringer. Bei uns hat es keine Aufmärsche gegeben wegen ‚Humanae Vitae‘ oder so. Dazu fehlten uns auch die Organe, Sie können ja nicht erwarten, dass das Kirchenblatt gegen die eigene Front schießt, nicht? Also das gab es ja keine Vielfalt der Medien im kirchlichen Bereich, von daher war das, glaube ich, die geringste Befürchtung. Da waren die kirchenpolitischen Erwägungen, glaube ich, wichtiger.“ (Dieter Grande)

Für die Beziehung zum Staat war die oberste kirchliche Behörde zuständig, konkret der Berliner Bischof: „Die kirchenpolitische Ebene war eine Ebene für einen gewissen Berliner Klan, ja, der um den Kardinal geschart war, denn die hatten die Verhandlungen zu führen. Die hatten die Kontaktstellen, alle anderen hatten ja damit nichts zu tun.“ (Dieter Grande). Dennoch gab es Gruppen von Katholiken, die eine größere Staatsnähe pflegten: „Es gab in der DDR eine Zeitschrift, die hieß ‚Die Begegnung‘, eine Zeitschrift von irgendwie staatstreuen Katholiken oder wie das da hieß. Da gab es eine übergeordnete Gruppierung, in der Katholiken sich versammelten, die auch mit dem Staat offiziell kooperiert haben. Die waren natürlich bei den Bischöfen und ich denke, auch bei den meisten Priestern und Gläubigen nicht so gelitten.“ (Erika Buhl). Kritischer äußert sich Johannes Freitag: „Es gab ja auch über die DDR-CDU,

diese ‚Blockflöten‘ wurden sie dann eben auch genannt, so ein bisschen abwertend, die war ja ein Instrument des Staates, diese Partei, diese CDU und gab es ja auch eine heftige Diskussion dann nach der Wiedervereinigung, ob denn diese CDU tatsächlich einfach so eins zu eins übernommen werden könnte. Und da gab es Kreise, es gab eine Zeitschrift, die hieß ‚Begegnung‘, das war also eine vom Staat lancierte Zeitung für Katholiken und ein ordentlicher Katholik hat die sich nicht gekauft. Und über diese ‚Begegnung‘, das war so ein trojanisches Pferd, über diese ‚Begegnung‘ hat man versucht, auch auf die Synode Einfluss zu nehmen.“ (Johannes Freitag). Herbert Flügel (geb. 1930) hingegen sah die Mitgliedschaft in der CDU als eine Möglichkeit, größere Freiheit dem Staat gegenüber zu gewinnen: „Diese Parteileute, diese CDU-Leute hat man sowieso nicht für voll genommen.“ (Herbert Flügel). Für manche jedoch, die vorher noch nicht von der SED angesprochen worden waren, war die Mitgliedschaft in der CDU auch eine Möglichkeit, unbehelligt im sozialistischen Staat leben zu können: „Aber wenn man noch neutral war, mit 18–20 Jahren, wo noch nichts passiert war und man dann in die CDU rein oder auch mit 30, egal, nicht wahr, so, wenn man noch ein unbeschriebenes Blatt war, in die CDU, dann konnte einem das nicht mehr passieren, dass man Genosse werden soll. Das kapierten Sie nicht? Ist Ihnen fremd? Also man sprach von Blockparteien, dass die unter der Führung der SED ja und da hatte nichts zu sagen, das war die CDU das war eine ähnliche Partei wie die KPD, also die Liberalen, eine Bauernpartei war das, das weiß ich noch, also vier oder fünf waren da noch dazu. Die haben auch immer mit genau abgestimmt, wie die SED, aber so zum Beispiel Handel und Gewerbe, das so einer Leiter von einer Produktionsgenossenschaft oder Handelsgenossenschaft war, da musste man ja auch für politisch tätig sein. Dann konnte er also das in der CDU machen und war dann verhältnismäßig unbehelligt. Und naja, das sind also Leute gewesen, die natürlich nicht mit dem Staat einverstanden waren, aber gute Miene zum bösen Spiel machen mussten.“ (Paul-Julius Kockelmann)

## 1.2 Die (Nicht-)Rezeption von „*Gaudium et spes*“

Wie sein Berliner Amtsvorgänger Julius Döpfner (1913–1976) hatte Alfred Bengsch (1921–1979) aktiv am Zweiten Vatikanum teilgenommen. Sein besonderes Interesse galt dabei neben dem Offenbarungsschema der Pastoralkonstitution.

Am 28. September 1965 sprach Bengsch selbst in der Konzilsaula im Namen der ostdeutschen und ungarischen Bischöfe zum ersten Kapitel des Schemas über die Kirche in der Welt von heute. Er forderte eine generelle Umarbeitung dieses Kapitels. Die Beiträge zum Verhältnis Kirche und Welt seien, so Bengsch und die anderen Bischöfe, zahlreich und gegensätzlich, was sich auch in den verschiedenen Textfassungen niedergeschlagen habe. Der vorgelegte Text, von dem viele anfangs meinten, eine kurze Beschreibung der kirchlichen Lehre würde genügen, enthalte eine ausführliche Analyse der heutigen Welt und führe erst dann zur kirchlichen Lehre. Fraglich sei, ob daraus eine pastorale Konstitution oder ein Brief des Konzils werden solle und was die grundlegende Fragestellung eigentlich sei. Der tiefste Grund dieser Schwierigkeit liege darin, dass im Schema eine anderen Konzilsmaterien unvergleichbare Thematik berührt werde. Bengsch äußerte die Ansicht, die Kommission sei damit nicht zu Rande gekommen. Das Konzil könne zu dem angezielten Dialog nur einen kleinen Teil beitragen. Durchgeführt werden müsse er vom Papst, den Bischöfen, Theologen, Pfarreien, Priestern und Gläubigen. Die aus dem Evangelium entnommenen Normen für diesen Dialog müssten kurz und klar dargelegt werden. Bengsch schlug vor, das theologische vierte Kapitel des ersten Teils zum ersten Kapitel zu machen. Dabei müsse zuerst die Auffassung von der Welt im Licht des Evangeliums dargelegt werden. Nach der Auferstehung des Herrn und vor der Parusie sei nämlich die Kirche in der Welt gegenwärtig. Aber die Zeichen der Zeit müssten unter der Voraussetzung interpretiert werden, dass die Welt vor ihrem Ende auch immer unter der Herrschaft des Bösen stehe. Bengsch forderte eine Kürzung, Konzentration und Neuordnung des Schemas.

Der mündlichen Intervention fügte Bengsch zwei Anlagen bei. Der Berliner Erzbischof resümierte aus der bisherigen Debatte, „daß der Kernpunkt das genus des Schemas selbst ist, d. h. die Frage:

Wie kann das Konzil zu diesem Dialog mit der heutigen Welt sprechen?<sup>1</sup> Dass der Text nicht befriedige, liege in der Natur der Sache, „denn zu manchen Fragen ist es einerseits nicht möglich, nur allgemeine Prinzipien zu nennen, andererseits nicht möglich, hinreichend konkret zu werden, sei es wegen der Unterschiede in den einzelnen Nationen, sei es, weil noch Entwicklungen der Forschungen im Gange sind“<sup>2</sup>. Bengsch plädierte dafür, nur eine kurze Erklärung zu verabschieden. Wichtig war ihm, dass diese Erklärung theologisch argumentiere, und zwar von innen nach außen: „Es versucht so zu sprechen, daß auch der Nicht-Christ versteht, mit welchen seiner Bemühungen die Kirche aus der Sicht des Glaubens einverstanden ist – und mit welchen nicht.“<sup>3</sup>

Letztlich ging es Bengsch darum, die Sprechperspektive des Schemas zu verändern. Wollte die Pastoralkonstitution aus der Beobachtung der Zeichen der Zeit den Auftrag der Kirche erst herauslesen, um ihn dann im Licht des Evangeliums theologisch zu deuten und sich – von außen her – Handlungsaufträge zusprechen zu lassen, so argumentierte Bengsch genau anders: Das theologische und anthropologische Fundament der christlichen Kirche bilde den Maßstab, an dem sich die Dialoginhalte und –partner zu orientieren und abzuarbeiten hätten. Nicht induktiv, sondern in traditioneller Weise deduktiv sollte der Dialog ablaufen.

Die von Bengsch favorisierte Methode wurde in seinem Vorschlag einer Neuformulierung des Atheismus-Abschnitts deutlich. Beim Atheismus gehe es nämlich nicht nur um eine Negation; nur aus einer Anti-Haltung könne niemand auf die Dauer leben. Angelpunkt und Fundament jeder Form des Atheismus sei die Autonomie des Menschen. Deshalb enthalte der Schlüsselbegriff Befreiung notwendigerweise die Befreiung von Religion. In der Loslösung von der Erwartung eines „Paradieses“ komme es zu einer säkularisierten Eschatologie mit innerweltlichen Riten und einer Pseudoliturgie. Dem gegenüber müsse die Kirche die Würde des Menschen, den

---

<sup>1</sup> Diözesanarchiv Berlin, Nachlass Bischof Alfred Bengsch, Sacrosanctum Oecumenicum Concilium Vaticanum II, DAB V/5 -25 -12.

<sup>2</sup> DAB V/5 -25 -12.

<sup>3</sup> DAB V/5 -25 -12.

Wert der Arbeit, die Brüderlichkeit unter den Menschen, die Erlösung zur Freiheit der Kinder Gottes und eine biblisch fundierte Lehre von den Letzten Dingen betonen. Damit könnte auf die drei Formen des Atheismus – praktischer, agnostischer und militanter – geantwortet werden.

Bengsch konnte sich nicht durchsetzen. Als am 17. November 1965 die Abstimmungen über die Verbesserungen des Schemas „*De Ecclesia in mundo huius temporis*“ zeigten, dass es mit großer Mehrheit angenommen werden würde, entschloss sich Bengsch zu einem Protest besonderer Art. Am 22. November 1965 schrieb er einen ausführlichen Brief an Papst Paul VI. (1897–1978), in dem er zum Ausdruck brachte, er könne diesem Schema nicht zustimmen. Ihn bewegte die Sorge um die Autorität des kirchlichen Lehramts ebenso wie die Angst vor einem möglichen Missbrauch seitens der kommunistischen Regierungen. Bengsch hatte Bedenken angesichts der angewandten induktiven Methode. Die Absicht, einen engagierten Dialog zu beginnen, führe „zu einem solchen Optimismus bei der Beurteilung der Phänomene der Welt, der weder durch die Erfahrung noch aus der Heiligen Schrift gerechtfertigt werden kann“. Der Text erwecke den Eindruck eines regelrechten Säkularismus, erwähne aber kaum die Defizite der heutigen Kultur. Als Ergänzung des Fortschritts- und Kulturoptimismus fehle eine explizite Theologie des Kreuzes. Aus der Perspektive der politischen Abstinenz, die Bengsch für die Priester der DDR einforderte, klangen manche Sätze, als wären sie von „progressiven Christen“ gesagt. So könne mit dem Konzilstext die Politik der Bischöfe unterminiert werden. Bengsch bat deshalb darum, die theologische Wertigkeit des Schemas auf eine bloße Erklärung des Konzils herunter zu stufen und bei der Proklamierung Anweisungen zum richtigen Umgang damit beizufügen.

Eine schriftliche Antwort auf diesen Brief erhielt Alfred Bengsch nicht. Der französische Erzbischof von Toulouse und spätere Kurienkardinal, Gabriel-Marie Garrone (1901–1994), versuchte wohl in einem Brief, Bengsch von seiner Haltung, die er „sehr radikal“ nannte, abzubringen. Schließlich seien in der Kommission, welche die Konstitution zu verantworten hatte, drei Polen, zwei Jugoslawen und ein Tscheche beteiligt gewesen. Auch betrafen die meisten Be-

sorgnisse Bengschs nur die Priester. Garrone wies darauf hin, dass man das Schema als Gesamtwurf betrachten müsse, bei dem sich die einzelnen Teile gegenseitig ausgleichen würden<sup>4</sup>.

Bei der Abstimmung am 06. Dezember 1965 wurden 2111 Ja-, 251 Nein- und 11 ungültige Stimmen gezählt. Am Nachmittag desselben Tages lud Papst Paul VI. den Berliner Erzbischof zu einer Audienz ein. In dem Gespräch ging es um die im Brief vom 22. November aufgeworfenen Fragen und um die Möglichkeiten der Kirche, in einem totalitären und atheistischen System den Glauben offen bezeugen zu können.

Bengschs Position war und blieb eben geprägt von seinem heilsgeschichtlichen Ansatz. Den Optimismus in bezug auf die Entwicklung der Welt und Geschichte konnte er nicht teilen – hier wirkten seine Studien über Irenäus von Lyon<sup>5</sup> nach. Dessen Situation am Anfang der Kirche in einer andersreligiös geprägten Region war für ihn der Maßstab, auch in der DDR auf den persönlichen Glauben und das Zeugnis des einzelnen Christen zu setzen. Schließlich bedeutete Öffnung der Kirche zur „Welt“ in der DDR-Realität auch Öffnung der Kirche gegenüber dem sozialistischen Staat. Und das wollte Bengsch verhindern. Denn, darin war er sich mit dem Meißener Bischof Otto Spülbeck (1904–1970) einig: „Dieses Haus bleibt uns ein fremdes Haus“<sup>6</sup>.

Diese ablehnende Haltung des Berliner Kardinals war in der DDR-Kirche bekannt. In fast allen Interviews wird darauf Bezug genommen. Hans-Joachim Meyer (geb. 1936) fasst die Bengschsche Position zusammen: „Er hatte ein ganz strammes Kirchenbild und das natürlich bischofzentriert war. Mit dem Begriff Volk Gottes konnte er mit Sicherheit nichts anstellen und [...] wer seinen Brief an

---

<sup>4</sup> Brief Garrone an Bengsch, 26. November 1965: DAB V/5 -25 -12.

<sup>5</sup> Vgl. BENGSCHE, Alfred, *Heilsgeschichte und Heilswissen. Eine Untersuchung zur Struktur und Entfaltung des theologischen Denkens im Werk „Adversus haereses“ des Hl. Irenäus von Lyon* (Erfurter theologische Studien 3), Leipzig 1957.

<sup>6</sup> SPÜLBECK, Otto, *Predigt des Bischofs Dr. Otto Spülbeck, Apostolischer Administrator des Bistums Meissen*, in: ZENTRALE KOMITEE DER DEUTSCHEN KATHOLIKEN (Hrsg.), *Die Kirche das Zeichen Gottes unter den Völkern. Der 77. Deutsche Katholikentag vom 29. August bis 2. September 1956 in Köln*, Paderborn 1957, S. 203–209, hier: 208.

Paul VI. gegen *Gaudium et Spes* kennt und die genau liest, wird merken, das sind nicht nur Argumente im Blick auf die besondere Situation in der DDR und in den kommunistischen Ländern, dass er gegen, gegen *Gaudium et Spes* ist und davor warnt, sondern da kommen auch grundsätzliche Vorbehalten gegenüber einer, einer Welt und damit natürlich auch einer Kirche in einer solchen Welt zum Ausdruck, die, da sie sich auf Freiheit als ein Grundwert verständigt hat, natürlich eine Welt des permanenten Gesprächs ist oder wie wahrscheinlich Bensch gesagt hätte: der permanenten Dialogbesoffenheit.“ (Hans-Joachim Meyer). Und Dieter Grande (1930–2016) ergänzt: „Bei Kardinal Bensch kam die Gegenpoligkeit schon aus der Konzilsaula. Dort hat er sich ja sehr stark eingebracht gegen dieses Papier über den Glauben. Er vertrat die Meinung, dass das Kirchenbild dort auch nicht stimmt, weil das alles zu optimistisch gesehen würde. Das kam bei ‚*Gaudium et spes*‘ besonders dann zur Wirkung, denn da hatte man den Eindruck, wenn man das liest, dass die Kirche eben heute in die Zeit hinein wirklich eine Botschaft verkünden kann, die den Menschen und der Welt auch weiterhilft. Kardinal Bensch kam von einer Kreuzestheologie her und hat auch das gut begründet in vielen Predigten und Vorträgen, aber das war eben bedingt durch die Kenntnis des Ostens und nicht weltkirchlich, würde ich sagen, ja. Da war die Situation eine andere und das hat sich eben miteinander gerieben.“ (Dieter Grande)

### *1.3 Die Synode des Bistums Meißen*

Während Bensch versuchte, die Bedeutung von „*Gaudium et spes*“ herunterzuspielen, lag für seinen Meißener Kollegen Otto Spülbeck gerade hier der Ansatz zu einer Diözesansynode, „schon während des Konzils angekündigt und dann durchgesetzt, wobei ihm die römische Genehmigung zur Durchführung dieses, dieser Synode in einer für uns heute nicht mehr nachvollziehbaren atemberaubend kurzen Zeit erteilt wurde.“ (Hans-Joachim Meyer) „Die Meißner Synode war ja entstanden aus dem konziliaren Aufbruch und das war eine große Bewegung innerhalb der katholischen Kirche der DDR mit viel Begeisterung und ja auch Aufatmen.“ (Heinz Kitsche) In den Worten von Gerhard Rode (geb. 1929): „Meißen war eigent-

lich das Vorspiel, das war eigentlich die Ouvertüre von Dresden, Dresden war dann die Hauptgeschichte.“ (Gerhard Rode)

Für die Teilnahme von Laien konnte Spülbeck von Rom eine Dispens erwirken. Das provozierte einen munteren Wechsel von Gutachten und Gegengutachten:

„Das war ein Vorwurf, der von Kardinal Bengsch erhoben wurde aufgrund eines Berichtes seines Beobachters, den er nach Dresden geschickt hatte. Das gipfelte so in dem Vorwurf, die Meißner Synode hat ein falsches Kirchenbild. Und das blieb eigentlich bis, ja, nach dem Tod von Otto Spülbeck erhalten. Und die Berliner Bischofskonferenz hatte gesagt: Wir lassen drei theologische Gutachten erstellen. Und das war, das hatte dann der Bischof Schaffran übernommen, der damals noch Kapitelsvikar in Görlitz war, weil die meisten Professoren im Westen zur damaligen Erzdiözese Breslau noch gehörten, die es kirchenrechtlich immer noch gab, aber jetzt durch den Kapitelsvikar von Görlitz eben vertreten wurde. Und das war ein Gutachten von Scheffczyk, von May und von Schnackenburg und da haben wir dann, die wir sozusagen in gewisser Weise ja an der Meißner Synode engagiert waren, weil sie eben auch zu einem Teil unser Anliegen war, gesagt: Wir müssen versuchen, noch andere Gutachten auch zu bekommen und das war damals sehr schwierig, weil man konnte ja nicht einfach telefonieren nach dem Westen und der Staat sollte das auch nicht so mitbekommen, damit er das nicht dann irgendwie benutzen konnte, um in das kirchliche Geschehen einzugreifen wie auch immer, mehr indirekt als direkt. Und da haben wir dann gebeten, dass also noch Gutachten erstellt werden von dem damaligen Professor Ratzinger, von dem Professor Kasper und von dem Professor Rahner. [...] Das war so abgesprochen und da schreibt er [Ratzinger, JS]: ‚Ich muss gestehen, dass es mir schwerfällt, die Angriffe auf Dekret 1 zu begreifen. Ich halte diesen Text für eine sehr sorgfältige, biblisch sauber fundierte und dogmatisch umsichtige Anwendung der konziliaren Sicht der Kirche auf die konkrete Situation eines Bistums. Der spezifische Charakter der Ämter in der Kirche ist überall eindeutig gewahrt und mit der gemeinsamen Verantwortung aller Gläubigen in geglückter Weise verbunden. Ich denke, dass allein schon ein Satz, wie die Anmerkung 3 auf Seite 2 <Beschluss ist gleich gemeinsame Willensbildung der Sy-

node, die eine Empfehlung an den Bischof bedeutet>, genügt, um die gelungene Verbindung von Unterschied der Funktionen und Gemeinsamkeit der Verantwortung zu belegen.‘ Und Kasper hatte das auch so ähnlich geschrieben und Rahner ja auch sowieso. Ja. Küng hatten wir damals nicht gebeten, weil der war eben damals schon zu verdächtig und da dachten wir, wenn der sich positiv äußert, dass ... [...] Das wäre dann eher für den Bengsch verdächtig gewesen. Man braucht immer Humor auch in der Kirche.“ (Günter Hanisch)

An der Meißener Synode wird die freie Meinungsäußerung besonders gelobt: „Dadurch, dass der Bischof Spülbeck sich selber nicht äußerte, hatten viele Leute mehr Mut, ihre Meinung zu sagen ohne immer zu gucken, was meint denn der Bischof dazu oder? Gefällt das dem nun? Oder gefällt es ihm nicht? Also ich würde sagen ganz allgemein, die Meißner Synode war in der Atmosphäre freier.“ (Günter Hanisch). Bernhard Wenzel (geb. 1942) bebildert diese Einschätzung: „Einmal war die Situation auf der Meißener Synode lockerer. Es wurde mehr gelacht. Wir hatten schon auch gute Theologen, zum Beispiel Theobald Beer. Die Oratorianer waren führend unter Wolfgang Trilling und Werner Becker. Und da war ja auch der Michael Ulrich [...] Das waren so die großen Leute, die wir dort hatten. Dann hatten wir noch einen Alttestamentler, den Joseph Reindl, der war in Erfurt Dozent, ist aber dann sehr bald gestorben. [...] Ja, und dann gab es also bei der Meißener Bistumssynode durchaus mehr Lokalkolorit. Wenn zum Beispiel Johannes Derksen sich geäußert hat, der war Priesterschriftsteller, der stammte vom Niederrhein aus Wesel und der war bekannt durch seine Bücher im Benno-Verlag. Das war also durchaus eine sehr gute Literatur, fromm für die einfachen Leute. Da ging es in seinen Büchern um den heiligen Benno und eine ganze Menge anderer Leute auch, Heidegger und dann die Situation vor Ort. Dann war auch ein Mann, der sicher das größte Verdienst hat um den Wiederaufbau der Hofkirche in Dresden, der Kathedrale, und zwar Willibrord Sprengel. Da weiß ich auch nicht mehr genau, wo der herkommt. Das war alles Meißener Bistumssynode. Insofern war also die Vertrautheit mit der Ortssituation größer“ (Bernhard Wenzel).

Hans-Joachim Zobel (geb. 1928), Präsident der Meißener Synode, sieht in dieser Versammlung den offenen Geist des Konzils am

Wirken: „Ja, vielleicht noch mehr als später an die Pastoral synode, weil die ersten Eindrücke jetzt die sind, die am meisten noch haften bleiben, und vielleicht auch, weil ich glaube, dass da auch, sagen wir mal, ein Schwung mit weitergetragen wurde, der vom Konzil kam. Da war irgendwie eine Begeisterung noch da, die man innerlich dann mitvollziehen konnte. Die Meißener Synode war natürlich das Erlebnis schlechthin. Schon allein die parlamentarische Arbeit, will ich mal sagen. Denn das ist man ja gar nicht gewöhnt. Man war als Laie mehr oder weniger gewöhnt zu hören, was der Bischof und der Priester sagt. Und dazu hatte man sein Ja zu sagen. Jetzt wurden wir aufgefordert, unsere Meinung zu sagen, und das war gleichbedeutend mit der Priestermeinung. Wir waren also nicht direkt zweitrangig, sondern es war ein Niveau. Was die gesagt haben – wir konnten ihnen widersprechen. Sicherlich mit gewohntem Respekt, der uns, sagen wir mal, angeboren ist im Laufe der Jahre. Das war eigentlich das große Erlebnis, dass wir an einem Prozess mitwirken, der zur Erneuerung der Kirche führte.“ (Hans-Joachim Zobel)

Michael Ulrich (geb. 1928), Oratorianer und Studentenpfarrer in Dresden, ordnet die Meißener Synode in die Bischofszeit Spülbecks ein und bewertet das abrupte Ende nach dessen überraschendem Tod 1970: „Und deswegen haben wir, als Bischof Spülbeck, als er Bischof wurde, er war im Oratorium und hat dadurch auch viele Anregungen von jungen Mitbrüdern. Und als er dann Bischof wurde, war sein erstes Anliegen: Wir müssen eine Synode machen. Das war noch vor dem Konzil. Das Konzil fing 62 an, er ist 56 Bischof geworden. Da hat er schon mit den Dekanen beschlossen: Sobald es geht, machen wir eine Diözesansynode. Denn wir sind erst wiedererrichtet nach der Reformation 1922, 23. Da gab es zur Errichtung des Bistums eine Synode. Und seit der Zeit gabs das nicht mehr. Und als dann – die Synode hätte stattgefunden, wenn nicht zwischendurch das Konzil gekommen wäre. Da hat Spülbeck gesagt: Da können wir jetzt nicht unseren eigenen Mist machen, wir müssen erst das Konzil abwarten. Die anderen Bischöfe haben gesagt: Naja, wir müssen uns einigen, dass wir eine gemeinsame DDR-Synode hinkriegen. Das hat aber Spülbeck in seinem Eifer nicht abwarten können: Wir machen unsere Synode. Und von den Leipziger Mitbrüdern, die waren teilweise in seinem Alter, aber auch einige Jüngere, und der

aktivste, Dr. Wolfgang Trilling, Studentenpfarrer in Leipzig und dann Professor für Neues Testament auch an der Evangelischen Fakultät, der Trilling, der hat schon mal Vorträge gehalten in der Gemeinde: Was muss anders werden in der Kirche? Das hat Spülbeck gehört und sich auch schriftlich geben lassen, und hat dann im Oratorium dieses Thema besprochen mit den anderen Mitbrüdern und da hat Wolfgang Trilling seine Ideen gebracht, also Konzil, Ökumene, Weltoffenheit, Auftrag für die Welt und so. Da hat Spülbeck zunächst gekocht: Dieses unreife Geschwätz da von dem Trilling, das kann ich ja gar nicht hören. Aber dann hat er sich bekehrt und hat gesagt: Wolfgang Trilling ist die gute Kraft in unserem Bistum. Und er hat sich in der Meißener Synode vor allem von ihm beeindruckt lassen für die Themen und so weiter. Und dann ist Spülbeck plötzlich gestorben. Und da haben die anderen Bischöfe und Kardinal Bengsch aufgeatmet. Bei der Beerdigung hat der Bengsch kein Wort der Trauer gesagt, sondern nur übernatürlich: Er ist jetzt bei Gott ... Dass wir etwas enttäuscht waren, dass der Kardinal die Beerdigung von Spülbeck gehalten hat, aber kein Wort der Trauer. Man hat gemerkt, dass ihm ein Stein vom Herzen gefallen ist, dass der Spülbeck jetzt kaltgestellt worden ist vom lieben Gott. Und die anderen Bischöfe haben mit unter dem Einfluss von Bengsch gesagt: Wir müssen eine eigene DDR-Synode hinkriegen, alle Bischöfe der DDR, damit wir nicht die Würzburger Sachen alle abschreiben, schon eigene Ideen zu Papier bringen und nicht auf Würzburg angewiesen sind. Und da war es dann, im Bistum war ein großer Kreis von jungen Leuten, Priestern und Laien, die wie Wolfgang Trilling dachten, wir müssen die Kirche erneuern, und haben aber jetzt gemerkt, der neue Bischof ist Bischof Schaffran, etwas konservativ, in der Kadettenanstalt groß geworden: Die Kirche muss katholisch bleiben. Dessen Anliegen war, von den anderen Bischöfen bestätigt, wie die Meißener Synode abgewürgt wird. Er hat das nicht so gesagt, sondern hat gesagt: Ja, die Meißener Synode ist unvollständig und wir können es mit den anderen Bischöfen zusammen machen, da kommt auch etwas Gemeinsames heraus.“ (Michael Ulrich)

Die inhaltliche Linie der Synode beschreibt Günter Hanisch (geb. 1929): „Ich war zunächst Mitglied der Fachkommission ‚Caritas‘ der Meißener Synode. Da diese verschiedenen Fachkommissionen alle so

sternförmig in ihren Vorschlägen auseinander gingen, hat dann der Bischof eine Koordinierungskommission eingesetzt, die sozusagen das etwas ordnen sollte und einen Weg für die Zukunft aufzeigen sollte. Diese Koordinierungskommission legte dann fest, dass zunächst eine neue Kommission gebildet werden soll, die ein Schema erarbeiten soll über das Volk Gottes im Bistum Meißen. Dazu gehörten auch die verschiedenen Ordnungen der Räte: Pfarrgemeinderat, Dekanatsrat, Bistumsrat, Priesterrat. Und von dieser Kommission bin ich dann der Vorsitzende gewesen und habe dann das, was diese Kommission als Schema vorgelegt hat, auch begründet in der Meißener Synode. Zwischen der Vorlage auf der Synode und der Vorlage der Kommission war vorher eine große Diskussion im Bistum. Da sind über 800 Änderungsvorschläge eingereicht worden und wir haben dann versucht, soweit das möglich war, diese Änderungsvorschläge auch in das Schema, so nannte man das damals, ‚Das Volk Gottes im Bistum Meißen‘, einzuarbeiten. In diesem Schema war auch festgelegt, dass weitere Kommissionen gebildet werden sollten, nämlich für die Pastoral, für die kirchlichen Dienste und für die kirchlichen Verwaltungsordnungen. Da die Synode fast unmittelbar nach Ende des Konzils bereits von Bischof Spülbeck verkündet worden war, dass sie stattfinden soll, und da begann eigentlich auch dann schon die Vorbereitungen, war damals an die Pastoralynode überhaupt noch gar nicht zu denken. Und als die Pastoralynode dann einberufen wurde, war sozusagen die Meißener Synode schon voll im Gang. Und jetzt gab es zunächst mal, sagen wir mal: Wie vertragen sich die beiden Synoden? Kann die Meißener Synode noch beendet werden oder muss sie vorzeitig abgebrochen werden durch die geplante Pastoralynode?“ (Günter Hanisch). Darüber hatte sich die Berliner Ordinarienkonferenz bereits im Februar 1969 verständigt. Eine Vorbereitungskommission wurde im Juni 1970 eingesetzt, der auch drei Mitglieder aus dem Bistum Meißen angehörten.

Mit dem Tod Spülbecks knapp drei Wochen nach der Entscheidung für die Vorbereitung einer DDR-Synode endete die Meißener Bistumssynode: „Aber es war auch ein bisschen so seine Art, er hat sich da auch so verschlissen, und ich habe ihn dann erlebt, bei Firmungen bei Dresden in Naundorf und die letzten Tage seines Lebens auch erlebt. Und im Hintergrund, ... er hat mich gebeten eine Pre-

digst zu halten für einen Kollegen, der ausgefallen war und nicht konnte, und dann war das in zwei Wallfahrtsorten, in Rosenthal und in Wechselburg, und bei der Rückfahrt von dieser zweiten starb er, in Mittweida, inmitten seiner Diözese, brach zusammen und wir konnten ihn nur noch ins Krankenhaus bringen und dann war er tot. Und das war '70, und damit endete die Synode, seine Synode, weil davor Bengsch schon gesagt hatte: ‚Nein, das machen wir zusammen, wenn wir das machen.‘ Im Grunde aber hatte Otto das schon zum Laufen gebracht.“ (Eberhard Prause) Dass hinter der scheinbaren Kontinuität zwischen der Meißener Synode und der Pastoralynode der DDR handfeste Konflikte zwischen Berlin und Dresden lagen, die Konflikte theologischer und ekklesiologischer Art waren, ruft auch nach 40 Jahren noch Emotionen hervor: „Und die Meißener Synode ist ja von den Berlinern als häretisch verdächtigt worden. Das war ganz perfide, das war wirklich schlimm, das fand ich ganz furchtbar. Man sagte, das hat Bischof Spülbeck das Herz gebrochen.“ (Erika Buhl) Clemens Rosner (geb. 1930) kann nur das schleichende Ende bedauern: „Das war ja dann auch das Problem, die Meißner Synode hörte ja dann auf durch den Tod von Bischof Spülbeck. Und der neue Bischof hat zwar gesagt, er wollte die dann zu Ende führen, aber das lief dann ja so wie, es läpperte ein bisschen noch dahin, es gab dann noch eine Sitzung und die nächsten Sitzungen war schon nicht mehr von den Mitgliedern, die ursprünglich mal gewählt waren. Ich weiß nicht, wie die das dann noch gemacht hatten, aber das lief dann so ja, ich würde mal fast sagen, klanglos aus, nicht. Und über die weiteren Papiere, die schon in ihren ersten Entwürfen vorhanden waren, ist dann nicht mehr diskutiert worden, überhaupt nicht mehr. Also das letzte Papier war noch über ein kirchliches Bauen oder sowas, das hat dann doch keinen mehr interessiert im Grunde“ (Clemens Rosner).

## 2. Die Vorbereitung der Synode

### 2.1 Eine Synode für die Deutsche Demokratische Republik

Auf ihrer Vollversammlung vom 24.–27. Februar 1969 fasste die Deutsche Bischofskonferenz den Beschluss, eine Gemeinsame Synode abzuhalten. Parallel dazu befasste sich auch die Berliner Ordinarienkonferenz am 24.–25. Februar „erstmalig mit der Frage einer Synode“<sup>7</sup>. Damit verbunden war die Frage nach der Bezeichnung der beiden projektierten Synoden. Denn aus westdeutscher Perspektive „auch die Benennung der Synode ist ja das Ergebnis einer langen Diskussion, Synode der Bistümer der Diözesen der Bundesrepublik Deutschland, weil wir keine deutsche Synode durchführen konnten. Und weil wir, wir kamen ja aus den Schlachten um die Einheit der katholischen Kirche in Deutschland, das war ja unmittelbar vorausgegangen unter heftigster, stand ja auf der Tagesordnung. Weil wir auf gar keinen Fall die Einheit der Kirche in Deutschland in Frage stellen wollten, haben wir nicht eine deutsche Synode abgehalten, sondern eben nur der Bistümer. Dieser umständliche, langatmige Name hat seine historische Begründung und wir haben von Anfang an versucht, Bindung zu halten mit der katholischen Kirche in der DDR. Hier gab es seit vielen Jahren und noch für viele Jahre, nämlich bis 1989 ja regelmäßig, ich glaube zweimal im Jahr, eine Begegnung zwischen uns, dem Zentralkomitee und den Bischöfen in der DDR. Und es ging uns darum, wenn die schon nicht an der Synode teilnehmen konnten, ein Austausch zu sichern. Und es ja dann zu diesem synodalen Vorgang in der DDR gekommen und es gab von Anfang an, die war in Dresden die Versammlung, zwischen Dresden und Würzburg einen engen Meinungs-austausch, obwohl die Situation sehr unterschiedlich war.“ (Bernhard Vogel). Aus ostdeutscher Perspektive stellte sich die Lage so dar: „Nachdem die Fuldaer Bischofskonferenz die Würzburger Synode beschlossen hat, waren wir hier in der Zwickmühle. Entweder übernehmen wir die Beschlüsse von dort und kriegen einen Mords Ärger mit den politischen Stellen oder wir

---

<sup>7</sup> Zentrale Arbeitsstelle, *Chronik der Pastoralynode. 1. Teil: 1969 – 1. Juli 1972*, S. 1.

müssen eine eigene Synode machen. Und dann von vorne unter dem Format, dass eben unter DDR Verhältnissen machbar ist. Das heißt, es gibt bestimmte Themen, die wir also nicht besonders herausstellen können. Es gibt eine bestimmte Redeweise, die spezifisch für DDR war. Es ist auf der einen Seite das Positivum, dass Menschen in der DDR zwischen den Zeilen lesen konnten, was also Unbedarfte drüben bis heute noch nicht gelernt haben. Es ist nun mal so. Und von daher war es also nur eine notwendige kirchenpolitische Konsequenz, dass man eine eigene Synode hier macht und dann hat man sich geeinigt, das nicht in Berlin zu tun, weil das Berliner Bistum ja also geteilt war und die Westeinflüsse in Ostberlin relativ groß gewesen wären, sondern ist man an das äußerste Eck der DDR gegangen nach Dresden. Da war man einigermaßen ruhig, wir hatten ja nicht mal Westfernsehen hier in Dresden.“ (Dieter Grande)

Politische Gründe waren es, die eine eigene DDR-Synode erforderlich machten, um die Eigenständigkeit der Katholiken gegenüber dem Westen zu demonstrieren: „Aber wenn man nicht diese Synode nicht gemacht hätte in der DDR, dann hätten wir ganz schwierige Zeiten bekommen. Die, wir hatten schon lange keine gemeinsamen Bischofskonferenzen mehr, war in Fulda und in Berlin – die Ost. Und wir mussten alles tun, dass wir nicht noch in den Verdacht kamen, wir wären ferngesteuert vom, vom Westen. Mussten so eine selbstständige Sache machen und haben es ja auch gemacht, aber das war einwandfrei, waren da politische Hintergründe“ (Bruno Diefenbach). Vom Staat wurde die Synode denn auch als nationales Ereignis gesehen und instrumentalisiert: „Von der DDR wurde die Synode als nationales Ereignis angesehen [...]. Und da wollte man natürlich jetzt von der DDR ein Zeichen setzen: In der DDR darf sogar eine Synode stattfinden. Und das war ein nationales Ereignis, heißt: Bei uns hier in Dresden standen vor den Hotels, in denen wir waren, immer Leute vom Rat des Bezirkes in Dresden, ließen keinen anderen in die Gaststätte rein außer uns – Ausweis hatten wir ja. Und da wurde also als bedeutendes Ereignis dargestellt – natürlich im Hinterkopf hatte man gehabt, sie wollten sozusagen ihre Toleranzbereitschaft öffentlich, vor allem in Westdeutschland, [...] diese Helsinki-Verträge, die waren damals akut. Und da wollte man eben sozusagen ein Zeichen setzen über Kirchentoleranz.“ (Joachim Vogt)

## 2.2 Die Vorbereitungscommission

Im Juni 1970 wurde von der Berliner Ordinarienkonferenz eine Vorbereitungscommission berufen, zu der auch die Dresdener Ärztin Maria Jänchen gehörte: „Ich wurde aber vorher berufen noch zur, und das hat vielleicht auch mit Einfluss genommen, zur Vorbereitung der Synode. Also die Synode mit zu gestalten im Hinblick auf die Themenwahl und die Gewichtung der Themen. Und das war ein Gremium von, wenn ich mich recht erinnere, von elf Personen. Sechs Kleriker unter der Leitung von Kardinal Bengsch und fünf Laien waren wir, glaube ich. Und wir haben mehrere Male getagt, um so das Gerüst zustande zu kriegen, was man eigentlich machen will. Es war ja eigentlich gedacht als eine Vollendung der Synode der Diözese Meißen, die der Bischof Spülbeck schon begonnen hatte, die dann Bischof Schaffran nach dessen Tod vollenden wollte und musste. Und in dessen, in deren Folge kam wohl die Idee auf, eine Synode für die Diözesen oder die Jurisdiktionsbezirke der damaligen Deutschen Demokratischen Republik zu versuchen und einzuleiten.“ (Maria Jänchen). Es waren vor allem pastorale Themen, die zur Sprache kommen sollten: „Na, es ging ja um die Pastoral, um die Möglichkeiten der Pastoral unter den Bedingungen des Sozialismus und unter [...] den Bedingungen auch der Restriktionen, denen die Gläubigen unterlagen hinsichtlich Erziehung, Bildung und Qualifizierung im Leben.“ (Maria Jänchen)

Die eigentliche Entscheidung zur Abhaltung einer Synode fiel im Januar 1971: „Im Januar 71 war eine gemeinsame Konferenz der Bischöfe mit der sogenannten Vorbereitungscommission zur Pastoral synode und da sollte endgültig entschieden werden: Machen wir sie überhaupt oder machen wir sie nicht? Und auch die Bischofskonferenz muss sich nicht also da ganz einmütig gewesen sein. Es gab welche, die sagten: Warum sollen wir jetzt die Pastoral synode machen? Aber der Kardinal Bengsch war dann wohl derjenige, der gesagt hat: Nein, wir müssen parallel zur Würzburger Synode die Pastoral synode machen, sonst könnte es auch kirchenpolitisch Schwierigkeiten geben.“ (Günter Hanisch). Die konkrete Vorbereitung übernahm ab März 1971 eine Zentrale Arbeitsgruppe: „Wir haben ein Gremium dort in der Vorbereitung gewesen, in Erinnerung

20/25 Personen und normal war unser Partner der Kardinal, damals noch nicht der Kardinal, glaube ich nicht, Erzbischof Bengsch und wenn der nicht konnte, Bischof Schaffran, der war relativ neu an Land als Bischof von Dresden.“ (Bruno Diefenbach)

Leiter der Zentralen Arbeitsgruppe wurde Dieter Grande aus Dresden: „Ja, ich bin ja praktisch nach dem Beschluss der Berliner Bischofskonferenz, eine Synode hier in der DDR durchzuführen, zum Leiter der zentralen Arbeitsgruppe berufen worden. Das war die Zeit, wo ich eigentlich arbeitslos war. Denn ich hatte vorher die Aufgabe als sozusagen Jugendseelsorger im Bistum und nebenher Synodensekretär der Bistumssynode. Aber alle Diözesanjugendseelsorger waren im Jahr 1969/70 abberufen worden, weil es da einen Ärger zwischen Kardinal Bengsch und dem Magdeburger sozusagen Jugendseelsorger, der Vorsitzende der Konferenz der Jugendseelsorge war, gegeben hatte, so dass man also sagte, mit der Generation Jugendseelsorge machen wir nicht weiter, ja. Und ich war gar nicht bei dieser Auseinandersetzung mit dabei, weil ich zu der Zeit krank lag. Aber das machte nichts aus, man wurde auch trotzdem abgelöst. [...] Ja das war, das ist bei mir, glaube ich, im Oktober losgegangen, dass ich abgelöst war und dann im Januar wurde der Beschluss gefasst. Und Ende Januar kriegte ich dann die Beauftragung, also es war eine kurze Zwischenzeit die Arbeitslosigkeit. [...] Na ja, es gab also ein langes Ringen um das Statut und die Geschäftsordnung der Synode<sup>8</sup>. Auf der einen Seite gab es gerade von Berlin her, aber auch in unserem Bistum, Kirchenjuristen, die wirklich also den Kodex im Kopf hatten, die also eigentlich das alte Modell der römischen Synode irgendwie realisieren wollten. Aber das gab es ja nicht mehr nach dem Konzil. Und dann gab es eben jüngere Leute, die versuchten, das Konzilsmodell auf das Synodenmodell zu übertragen und damit eigentlich etwas Neues ins Leben zu rufen. Aber das musste ja alles im Statut in der Geschäftsleitung verankert werden und da

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu: MEIER, DOMINICUS, *Das Statut der Pastoralssynode der Jurisdiktionsbezirke in der DDR*, in: REES, WILHELM / SCHMIEDL, JOACHIM (Hrsg.), *Unverbindliche Beratung oder kollegiale Steuerung? Kirchenrechtliche Überlegungen zu synodalen Vorgängen* (Europas Synoden nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, 2), Freiburg 2014, S. 105–120.

hat es stundenlange Sitzungen gegeben, mit diesem Disput zwischen Juristen und Nichtjuristen. Es war schon hart.“ (Dieter Grande)

Vorsitzender der Kommission zur Erarbeitung von Statut und Geschäftsordnung war Paul Thierse (1912–1990). Dass die Bischöfe im Statut aus dem normalen Abstimmungsmodus herausgehalten wurden, bedauert Bruno Diefenbach (geb. 1931): „Ja, das war genau der, der Punkt, das Statut, wo, also was ich noch erinnere, aber es tut mir ja heute auch noch Leid, dass unsere Bischöfe quasi nur als Beobachter in der Synode waren, nicht aktiv, sie verzichteten auf ein Stimmrecht und in der Letzten haben sie dadurch eben doch, sie hatten natürlich in der Aula einen gemeinsamen Platz, aber haben eigentlich unserem Sandkastenspiel zugeschaut, ja, denn die Entscheidung haben sie nicht mitgetragen. Das war dann später ihre Sache, ob sie von den erarbeiteten Papieren etwas akzeptierten oder nicht, was so allgemein wohl geschehen ist. Ja, wenn man sich das anguckt, ist ja nicht so was Gewaltiges. Aber das war für mein Empfinden das eigentlich das, das Wichtigste, wo es auch sehr, sehr in dieser Rechtskommission dann schon geärgert haben darüber, dass da kein Weg rein ging, natürlich nur dann der große Hammer Rom, Rom.“ (Bruno Diefenbach)

### *2.3 Pastorkonferenzen und Pastorkongresse*

Die inhaltliche Vorbereitung fand auf allen Ebenen der Kirche unter äußerst reger Beteiligung der Gemeinden statt: „Vorbereitungstreffen und Arbeitsgruppen gab es überall in vielen, vielen Studentengemeinden, auch hier in Jena, sodass wir uns richtig zielgerichtet auf die Pastoralynode vorbereitet hatten, bestimmte Anforderungen hatten, bestimmte Wünsche hatten. Vielleicht am einfachsten zusammenzufassen unter der Positionsbestimmung der katholischen Kirche in der DDR. Wir haben DDR ohne Anführungsstriche und ohne Sogenanntes verwendet. Uns ging es wirklich um eine Beschreibung unserer Position, wie wir in der DDR leben und als Christen wirken können.“ (Klaus Appenroth) Diese Positionsbestimmung wurde in vorbereitenden Papieren zusammengefasst: „Die Synode war eine Erfahrung des Aufbruchs. Wir waren begeistert, fasziniert, dass ein Gespräch über die Probleme des christlichen, katholischen

Lebens in der DDR ins Gespräch emporgehoben wurde und darüber auch Beschlüsse gefasst werden sollten. In den einzelnen Etappen wurden dann so Vorbereitungen gemacht, Vorpapiere, die wurden mit in die Gemeinden genommen und in Gemeindengesprächen, Veranstaltungen wurden Fragen gesammelt, die wiederum dann in die nächste Etappe mit eingearbeitet wurden, ne, die Papiere. Das war eine rege Teilnahme der Gläubigen in der, also in der damaligen, wie nannte es sich, Administratur, Gebiet Erfurts, es war ja noch keine Diözese in dem Sinne und wir hatten zwar einen Bischof bedingt durch die Teilung der Diözese Fulda und, aber die Gespräche waren, ich habe die also im Familienkreisen und immer wo mich jemand aus der Gemeinde eingeladen hat, dann geführt und mir Notizen gemacht und die dann versucht, in die Gespräche mit einzubringen.“ (Dietmar Bartel)

Erstaunlich vielfältig war die Beteiligung der Gemeinden: „Denn vorher waren also Befragungen und da sind ja Eingaben gemacht worden über Gott und die Welt und da waren natürlich viele nebensächliche Fragen. Die Pfarrer sollen sich anständig anziehen und sollen nicht so mit bekleckerten Sachen rumlaufen. Gut, das steht hier alles in dem Buch drin, wie viele Fragen nicht bearbeitet worden sind. Und die anderen Fragen sind dann von einer Kommission, die in Dresden getagt hatte in Vorbereitung und in Seelsorgeämtern die Themen zugeordnet, welche Themen das sein sollten. Ja, da waren natürlich die wichtigen Sachen drin.“ (Hans-Reinhard Koch). Trotz der logistischen und aus Materialmangel resultierenden Schwierigkeiten waren die Gemeinden zu jeder Zeit in die Vorbereitung einbezogen: „Wir hatten schon bei dem ersten Aufruf, welche Themen behandelt werden sollen, über 10.000 Zuschriften bekommen. Es war also ein Interesse da in den Gemeinden und von daher haben wir dann auch während der Synode versucht, immer wieder auf die Gemeinden zurück zu koppeln. Das war unter DDR-Verhältnissen schwierig, denn wenn Sie Texte veröffentlichen wollen, brauchen Sie Papier und das war nicht ohne weiteres beschaffbar. Wir haben dann Verschnittpapier, was noch die Formate hatte, dass man DIN A4 Blatt draus schneiden konnte, aufgekauft und schneiden lassen, denn wir haben ja tonnenweise Papier gebraucht. Und wir haben deshalb auch nach jeder Lesung in der Aula den redigier-

ten Text wieder an die interessierten Gemeinden geschickt. Das geschah ja wenigstens zweimal: erste und zweite Lesung, dann musste aber auch noch der Enddatentext wieder geschickt werden. Das heißt, eine Gemeinde, die sich an dem Prozess beteiligen wollte, hatte also wenigstens vier Texte bekommen, nicht.“ (Dieter Grande)

Diözesane Arbeitsgruppen bereiteten 1971 die Pastorkongresse vor, die 1972 in allen Jurisdiktionsbezirken abgehalten wurden. Herbert Flügel wurde in Berlin dazu eingeladen: „Also, die Sache begann eigentlich damit, dass ich eines Tages einen Brief im Briefkasten fand vom Sekretariat vom Bischof, wo er also freundlich anfragt, ob ich bereit wäre, an diesen vorbereitenden Pastorkongressen teilzunehmen. [...] Das war also praktisch die Vorbereitung. Die Vorbereitung zur Synode hat ja in den Diözesen stattgefunden in Form solcher Kongresse. Und auf diese Art und Weise bin ich erstmal überhaupt reingekommen. Und dann machte man das, was man zur damaligen Zeit in Berlin machte. Man suchte sich einen Termin aus, wo man wusste, dass der gute Alfred da ist. Und dann ging man friedlich in die Kirche. Und so habe ich das dann auch getan. Und das, obwohl ich ja für solche Dinge überhaupt kein Verständnis habe und keinen Bock habe und gar keine Lust habe und es im Übrigen schlimm finde und mich eigentlich dazu gar nicht eigne. Darin kriegte ich eine klassische Bengsch-Antwort: Na, dann sind wir ja schon zwei. So, damit war die Sache geboren. Gegen so ein Argument können Sie nicht mehr ...“ (Herbert Flügel). Trotz der offenkundigen Synodenaversion Kardinal Bengschs nahm Hans-Joachim Meyer gerade auf dem Berliner Pastorkongress eine Pluralität der Meinungen wahr, denn es gab „da eine zweitägige Veranstaltung, wo viel auch gesprochen wurde, verhandelt wurde, geredet wurde, auch Dinge, ja was für uns wichtig ist und da gab es natürlich auch durchaus, man sah schon, da gibt es Vielfalt“ (Hans-Joachim Meyer).

#### *2.4 Wahlen zur Synode*

Die Wahlen zur Pastoral synode liefen zunächst über die diözesanen Strukturen. Bei der Wahl der Synodalen in Mecklenburg wurde etwa Bertin Efmert berufen. Aus den kategorialen Seelsorgsstrukturen konnten ebenfalls Delegierte geschickt werden: „Wir hatten in der

DDR so Arbeitsgemeinschaften und ich war Vorsitzende der AG Akademiker-Seelsorge und die haben mich dann zur Synode delegiert. So bin ich reingekommen.“ (Ruth Kölblin). Von der Caritas wurde Christa Wieg (geb. 1937) gewählt: „Ich war zur Zeit der Synode tätig als Diözesan-Sozialarbeiterin im Caritasverband in Cottbus und bin dort von den Mitarbeitern der Caritas hier aus dieser Diözese gewählt worden, für die Synode teilzunehmen. Und das habe ich auch gern angenommen, und es war für mich immer eine große Freude, an den Tagungen, an den Sitzungen teilzunehmen.“ (Christa Wieg). Arbeitskreise konnten auf dem Weg über die Pastorkongresse ebenfalls Synodale wählen: „Es gab in Heiligenstadt einen Arbeitskreis katholischer Techniker und Ingenieure, der regelmäßig zwei Mal im Jahr tagte und der hatte als kirchlich gesteuerte, gelenkte und geduldete Einrichtung die Möglichkeit, für den Pastorkongress als Vorläufer der Pastoralynode in Dresden durch Wahl einen Vertreter aus diesem Kreis zu benennen. Diese Wahl fiel auf mich, sodass ich an dem Pastorkongress vor der Pastoralynode in Erfurt teilgenommen habe. Und auf dem Pastorkongress, wo die Synodalen gewählt worden sind für die Pastoralynode, erhielt ich nach Vorschlag ein Mandat und wurde gewählt als Synodaler. So bin ich zu dem Amt des Synodalen gekommen.“ (Gerhard Rode) Auch die religiösen Gemeinschaften waren angefragt: „Das Oratorium wurde angefragt, wie alle anderen Ordensgemeinschaften oder religiöse Gemeinschaften. Sie sollten über Wahl einen Vertreter schicken. Und da darf man nicht vergessen, wir sind ja eine kleine Gemeinschaft, aber die ganze DDR war ja eine mickrig kleine Kirche, nicht, die also ... Auch in den Bistümern lief das über die Dekanate und zwar nach einem Mitglieiderspiegel; so und so viele Laien, so und so viele Priester, so und dann eben Frauen und Männer bei den Laien.“ (Clemens Rosner) Von Seiten der Erfurter Theologiestudenten wurden Robert Degenhardt (geb. 1943) und Alfons Neumann (geb. 1948) gewählt: „Und bei diesem Wahlvorgang war die Überlegung, dass man natürlich jetzt aus den höheren Semestern, die dann bald ausscheiden werden in den nächsten zwei Jahren, dass man darauf verzichtet, dort heraus jemanden zu wählen, sondern eher jemanden, der noch bis Ende 75 möglicherweise im Studium ist.“ (Alfons Neumann) Paul Christian (geb. 1936) als Regens

des Priesterseminars Huysburg wurde delegiert, „weil die Bischöfe der einzelnen Diözesen ihre Leute delegierten für die Pastoral synode und da gehörten die Leitenden der Priesterseminare Erfurt, Neuzelle und Huysburg dazu, zu den, automatisch praktisch haben sie die, weil sie Überblick hatten und zu all den Fragen eben Erfahrung hatten und das auch mittragen mussten im Prozess, in der Vorbereitung und auch in der Auswirkung, in der Weiterführung. Das war, ist plausibel nach wie vor, denke ich. Wie eben auch die Professoren in Erfurt einen großen Anteil hatten in der gesamten Gestaltung der Pastoral synode, mit denen ich eben auch bestens bekannt war“ (Paul Christian). Als Sekretär der Pastoral konferenz der Bistümer kam Ulrich Werbs (geb. 1941) in die Synode.

In manchen Jurisdiktionsbezirken wurden bewusst Jüngere zu Synodalen gewählt: „Als die Synode einberufen worden ist, bildeten sich auf diözesaner Ebene Arbeitsgruppen und da habe ich in einer mitgemacht. Und gleichzeitig wurden für die diözesanen Konferenzen, auf denen die Synodalen gewählt werden sollten, Delegierte gesucht. Jedes Dekanat durfte in diese diözesane Konferenz entsenden einen Mann, eine Frau und einen Priester. Der Mann im Dekanat Dessau war ich, die Frau war auch hier aus Dessau und der Priester kam aus Aken und wir sind dann halt regelmäßig zu diesen Sitzungen gefahren, waren wohl drei, und am Ende der dritten Sitzung wurde dann gewählt. Man musste sich also in diesen Sitzungen bekannt machen. Ich bin also auch, glaube, in zwei Beiträgen in diesen Versammlungen aufgetreten und bin dann gewählt worden, war also einer von den acht gewählten Synodalen des Jurisdiktionsbezirkes Magdeburg. Es sind dann, also Synodale waren mehr, die Priester wurden ja extra gewählt und die, dann gab es noch Berufungen, so dass natürlich aus dem Jurisdiktionsbezirk Magdeburg mehr Synodale in Dresden waren als diese gewählten Acht. Aber ich war halt einer der Gewählten, ich hatte nicht die meisten Stimmen, ich hatte auch nicht die wenigsten. Was für Dresden auffiel, ich war fast der Jüngste. Ich war vom Alter her der achte von unten, weil ich war noch nicht dreißig, ja.“ (Helmut Hiller)

### 3. Die äußeren Bedingungen der Pastoral-synode

#### 3.1 Ort und Organisation der Synode

Als Ort der Synode war die Dresdener Hofkirche ausersehen. Die Ausstattung wurde zum Teil als übertrieben empfunden: „Ja, wir haben uns damals nur aufgeregt über den Aufwand, der für die Synode betrieben wurde – mit Kosten und Technik und so weiter und so fort. Das war für uns von der Basis her unverständlich, dass man einen solchen Aufwand, dafür wurden, also die Stühle und Sitze und das, wurde also alles besonders angefertigt, aber das ist, vielleicht war es nötig, ich weiß es nicht.“ (Dietmar Bartel)

Die Synodalen waren „sehr erstaunt über die moderne Technik, die man aus dem Westen bekommen hatte da. Man konnte ja also ganz elegant abstimmen und so weiter und sich melden und so. Das war alles elektronisch gesteuert, das war erstmal als Äußerliches auch irgendwie für mich auch sehr beeindruckend, wie das alles ging.“ (Bertin Effmert). Dass „die Abstimmungsanlage klappte, da kam der Stolz, die klappte da, das war ja auch wunderbar, das klappte ja noch kaum auf einer Parteiveranstaltung, aber bei uns klappte das. Solchen Ehrgeiz gab es auch, man war immer ein bisschen besser. Damit haben wir auch die Genossen gekränkt, aber auch unsere protestantischen Kollegen, dass wir ihnen das Gefühl vermittelten, die Einbildung zu haben, wir sind immer ein bisschen besser und immer ein bisschen mehr vorn.“ (Josef Göbel)

Die meisten Synodalen waren „bei privat untergebracht, die in der Gemeinde sehr aktiv waren, und da hat man dann eben den Haus- und Wohnungsschlüssel gehabt, ist irgendwann mal abends nach Hause, meistens so gegen elf dort ins Quartier gekommen und früh gabs dann ein Frühstück und dann ist man wieder losgezogen.“ (Bernhard Wenzel). Adelheid Meinhardt (geb. 1937) erinnert sich: „bei den Privatquartieren haben wir gefrühstückt, dann in der Synodenkapelle, die Kapelle war ja da als, kleine Pausengetränke gab es da als Möglichkeit, nicht, wenn wir am Seiteneingang hineingingen zur Kirche und aber abends musste ganz feierlich gegessen werden, diniert werden auf den Brühlschen Terrassen, die werden Ihnen vielleicht etwas sagen, ja, das ist ja nun absolute Spitze, und Filet-Ge-

gend, und da mussten wir armen Synodalen essen, ganz gepflegt wie im Inter-Hotel natürlich, aber warum? Weil die DDR ja wusste, dass so viele vom Ausland und westdeutsche Leute da waren und da mussten die ja repräsentieren und mussten da zeigen, wie gut es uns geht. Ja, das haben wir auch erst verstanden, also wir vorher, wir wären mit einer einfachen Erbsensuppe oder irgendwas, hätte ja alles gereicht und Zeit auch, nein am Abend ging es regelmäßig, das war also praktisch der Freitag und Sonnabend Abend hinein in die exquisiten Gaststätten auf den Brühlschen Terrassen“ (Adelheid Meinhardt). Die Bischöfe waren im Exerzitenhaus Hoheneichen untergebracht; Maria Kubitz (geb. 1933) erinnert sich, dass sie und Hildegard Franck (geb. 1918) ebenfalls dort ihr Quartier hatten und von den Bischöfen im Auto mitgenommen wurden: „Es war eine nette Einigkeit miteinander und der Geist dieses Miteinander, der war sehr positiv, muss ich sagen.“ (Maria Kubitz)

Wie auf dem Konzil nahm auch auf der Pastoralssynode die Bar eine wichtige Funktion wahr: „Ich würde auch sagen, die Zusammenarbeit, das pünktliche Erscheinen, die Ernsthaftigkeit und trotzdem die Lockerheit dabei, mit der gearbeitet wurde. Leute sind nicht wegelaufen, zumindest ist es nicht aufgefallen, wenn ne Pause war. Sie haben sich da in den Saal oder in den Teil der Hofkirche verzogen, wo es Kaffee gab, und sich doch sehr engagiert unterhalten. Da denke ich, das war schon ein positives Erlebnis für alle, die da waren.“ (Ulrich Werbs). In der Bar äußerten sich manche, die nicht den Mut hatten, im Plenum das Wort zu ergreifen: „Es gab in den Pausen, vorne einer der Nebenkapellen war als Pausenraum ausgestattet und dort gab es dann den berühmten Westkaffee, den die Amtsträger ja hatten und von daher das ein oder andere dann. Und dort gab es sehr viele interessante Gespräche auch. Da kam man auch untereinander ins Gespräch, aber es ist nach wie vor bedauerlich, einer der Nachbetrachter hat das sehr deutlich gesagt, dass von der großen Menge der Synodalen eigentlich nur 48, also ein sehr geringer Anteil jemals zur Diskussion vorne gesprochen hat. Das ist erstaunlich. Vielleicht nicht so erstaunlich, wenn man Folgendes bedenkt: Entweder sie waren abhängig in den einzelnen Bistümern und trauten sich nicht so recht ihrem Bischof gegenüber eine andere Meinung zu vertreten, ich will nicht sagen richtig oder falsch, son-

dern eine andere Meinung zu vertreten. Und für uns Laien war es eigentlich völlig ungewöhnlich. Wir mussten uns erst daran gewöhnen, dass wir wirklich dort frei sprechen durften und nicht vorgefasste Meinungen zu sagen hatten und nicht so wie das in der Kreistagssitzung war – ‚Wie der verehrte Vorsitzende schon so richtig bemerkt hat und so‘ –, sondern dass man wirklich keiner Gefahr lief, auch mal mit seiner Meinung neben der Sache zu liegen. Und das wurde dann irgendwie gerade gerückt. Aber das war schon, war eine sehr gute brüderliche Atmosphäre.“ (Gerhard Rode)

Ausländische Gäste nahmen an allen Sitzungen der Pastoral-synode teil. „Sie wollten ja auf diese Weise auch nachweisen können, dass die DDR eine lebendige Kirche hat, dass internationale Beziehung existiert. Wir haben zum Beispiel großen Wert darauf gelegt, zu jeder Vollversammlung wenigstens ein Dutzend ausländische Kirchenvertreter einzuladen. Da waren Bischöfe aus Österreich, aus Luxemburg und so weiter da, aus der Tschechoslowakei.“ (Dieter Grande) Ihre Zulassung war ein politisches Signal im Rahmen der Bemühungen um internationale Anerkennung: „Die DDR hatte nun den Stellenwert der Pastoral-synode erkannt. Die hatte für sie die Bedeutung, dass sie zur Anerkennung der DDR beitrug, weil internationale Gäste kamen. Das hat so weit geführt, dass die internationalen Gäste gezwungen waren in dem ersten Hotel am Platz, das war das Newa Hotel, wohnen mussten. Die Kirche sollte gar nicht so viel Geld für uns ausgeben, aber sie musste uns da unterbringen. Selbst in dem Jahr, in dem zur gleichen Zeit eine Konferenz des Warschauer Paktes da stattfand, und dann ein paar Etagen für uns reserviert waren und ein paar Etagen für die Generäle.“ (Bernhard Ser-vatius)

Jedem Gast standen einige Minuten für ein Grußwort zur Verfügung: „Also erstens Mal sprachen die ja zum Teil ein Grußwort und diese Grußworte waren zum Teil recht pffiffig, also das war schon ein Ohrenschmaus. Die meisten von ihrer eigenen Situation eine Brücke geschlagen haben, das war schon ganz anregend. Und dann gab es natürlich auch diese Pausengespräche, die dann umringt waren mit, dann doch das ein oder andere da noch hören wollte.“ (Paul-Julius Kockelmann) Neben dem Austausch auf der Synode selbst trafen sich Delegierte aus Ost und West auch in Österreich

und der Schweiz: „Ganz wichtig war der Austausch unter den Verantwortlichen der europäischen Synoden, der Synoden in unseren Nachbarländern. [...] Man traf sich im so genannten Nicht-Nato-Ausland. Das heißt, es hat einen intensiven Austausch gegeben. Auch der vorbereitenden Papiere von den Statuten bis hin zu den letzten Phasen der Beschlüsse. Das haben wir draußen ausgetauscht, das haben wir in Dresden, das haben wir in Würzburg behandelt. Wir tagten in Wien, wir tagten in der Schweiz an mehreren Plätzen, weil für die Teilnehmer aus den Ostblockländern und der einstigen DDR nur im so genannten Nicht-Nato-Ausland möglich.“ (Bernhard Servatius)

Vom Rahmenprogramm erinnern sich die Synodalen an „die Abende mit den ‚Dekanatslosen‘. Die waren ziemlich frech, da war das einzige Mal, wo mal ein bisschen gestichelt wurde. Also das waren, glaube ich, so verschiedene Veranstaltungen, die ich als sehr gelungen noch in Erinnerung habe, weil die so erfrischend frech waren auch und aber nicht beleidigend oder sonst was, waren okay. Ja wieder kulturell natürlich, die Dresdner Kapellknaben und so. Gottesdienste war schon okay, war prima, war sehr gut.“ (Alfons Neumann) Auch für Manfred Stierl (geb. 1939) waren die Kabarettabende Höhepunkte: „Die ‚Dekanatlosen‘, das ist so ein Kabarett des Bistums Dresden-Meißen damals schon gewesen, die leben glaube ich immer noch, nicht in allen Personen, aber die Institution als solche. Die haben uns, glaube ich, mehrfach richtig schön Leben der Synode auch aufgegriffen und schön zum Lachen gebracht und einige Dinge mit dazu beigetragen, dass aus der Synode keine so bierernste Angelegenheit war. Das war also immer sehr schön. Und ja, ansonsten, wie gesagt, wir Magdeburger saßen öfter einmal, wenn keine Veranstaltungen waren, so mal beim Bier zusammen.“ (Manfred Stierl)

### 3.2 *Das Präsidium der Synode*

Bei der Dresdener Pastoral synode setzte sich das Präsidium aus dem Vorsitzenden der Berliner Ordinarienkonferenz, seinem Stellvertreter, dem Ortsbischof von Dresden Gerhard Schaffran (1912–1996) sowie zwei Priestern und zwei Laien zusammen. Von Seiten der

Priester waren es Pfarrer Raimund Broeske (1926–2010, Erzbischöfliches Kommissariat Magdeburg) und der Heiligenstädter Propst Paul-Julius Kockelmann (geb. 1930), die Laien waren repräsentiert durch den Ingenieur Joachim Pilz (1932–2012, nach der Wende Oberbürgermeister von Chemnitz) und den Elektrotechniker Dr. Hans-Joachim Zobel.

Bensch stand der Synode ambivalent gegenüber. Als Spülbeck nach der Verabschiedung des ersten Dekrets der Meißener Diözesansynode starb, sah Bensch die Gelegenheit, diese zu beenden. Clemens Rosner, Oratorianer aus Leipzig, erinnert sich daran:

„Ja ja, der Bensch war also von Anfang an dagegen. Gegen die Meißner Synode, nachdem sie zusammengetreten war und ihre ersten Diskussionen hatte. Da waren natürlich immer von anderen Bistümern auch nicht stimmberechtigte Teilnehmer dabei, aber die waren so als Beobachter dabei. Und da wurde nach Berlin speziell auch immer genau berichtet. Und da muss man von vornerein sagen: Der Bensch war ein gewisser Machtmensch. Ich kenne ihn ja persönlich gut und der hatte, der stand immer im Clinch mit dem Spülbeck, während der Spülbeck natürlich, aber das ist wirklich auf sein eigenes Meißner Bistum ausgerichtet gewesen, hier sagte: ‚Hier mache ich, was ich will, und lass mir keine Vorschriften von dem Vorsitzenden der Bischofskonferenz vorgeben.‘ Und das gab natürlich dann Konflikte, nicht. Der Spülbeck war älter, war letztlich erfahrener, er war lange vor Bensch schon Bischof gewesen. Aber der Bensch war, ich sag mal, war ein kluger Mann ohne Zweifel, aber eben er hat immer darauf gepocht: ‚Ich bin der Vorsitzende der Bischofskonferenz.‘ Und das ging ja vor allem immer auch um die Frage, was können wir uns denn hier von der staatlichen Vorgabe her leisten. Und der Bensch hatte ja immer: ‚Das will ich bestimmen. Was wir hier als vom Staat beargwöhnt oder vom Staat geduldet – oder ich weiß nicht, wie man sagen soll – machen können, das will ich bestimmen, nicht.‘ Und der Spülbeck, der sagte: ‚Nein, für mein Bistum bin ich zuständig.‘ Also das war dieser gewisse Konflikt und dazu kam, dass der Bensch auch wesentlich ängstlicher war, sag ich mal, in so Fragen ‚Was kann man überhaupt für Themen ansprechen auf der Synode?‘ und bestimmte Dinge überhaupt erst gar nicht zulassen wollte.“ (Clemens Rosner)

Auf der anderen Seite gibt es Aussagen über Bengsch, die ihn als „Bekehrten“ zeigen: „Und nachdem die erste Sitzungsperiode für ihn und für uns, ja erlebt worden war, da hat er ja dieses berühmte Wort – ich weiß nicht, kennen Sie das mit dem ‚Da würde ich zu Fuß hinlaufen‘? Das ist ja am Ende der ersten Sitzungsperiode schon gefallen und hat deutlich gemacht, einmal dass ihm eine gewisse Befürchtung von der Schulter gefallen ist, und dass andererseits auch wir uns vernünftig geeinigt haben und gesagt haben: Das ist machbar, das können wir machen. [...] ‚Es gibt Veranstaltungen, einschließlich Synoden, zu denen ich, wenn es sein muss, mit dem Flugzeug fahren würde. Es gibt solche, zu denen ich auch eine längere Autoreise auf mich nehmen würde. Und es gibt solche, zu denen ich zu Fuß ginge, bis zu 200 km. Und die höchste Rangstufe ist, auch barfuß. Da ich aber nicht schwindeln will, muss ich sagen, diese höchste würde ich mir überlegen. Aber die zweite ist eine Relationsaussage, in Relation zu zahlreichen Synoden und Kongressen, die ich mitgemacht habe. Die zweite Stufe, zu Fuß gehen, die könnte stimmen.‘ Das aus einem Berliner Mund, das müssen Sie glauben, das ist schon ein hohes Lob. Und das haben wir eigentlich auch so aufgefasst und haben gesagt: Oh hey, jetzt ist er auch Synodale. Und das hat also die weitere Zusammenarbeit, glaube ich, sehr befruchtet.“ (Manfred Stierl)

Bengsch dominierte die Pastoralynode „einfach durch seine berlinerisch dominante Art, die nicht immer provokant gemeint war, aber wo man schon sehr viel Überzeugungskraft brauchte, um ihn auf ein anderes Gleis zu schubsen“ (Manfred Stierl). Er hat die Synode „wirklich ausdiskutieren lassen und hat dann immer großartig zusammengefasst. Wie soll ich sagen? Wie ein richtiger Steuermann, der das dann so hält, dass da nichts kaputt geht“ (Christa Wieg). Er repräsentierte eine konservative Richtung: „Bengsch war kein Fundamentalist, das war er nicht. Ein sehr weitsichtiger Mann war er, aber eben doch hat schon sehr stark die konservative Seite der Kirche betont. Und überhaupt galt dann in der Synode Bistum Berlin und Bengsch also mehr als die beharrende Seite in der Kirche der DDR.“ (Richard Rupprecht)

Die Haltung des Kardinals erklären sich die Synodalen aus seiner theologischen Ausbildung und der Tatsache seines geteilten Bistums: „Man muss immer eben sehen, dass der Kardinal jeden Tag zwischen

Ost- und Westberlin hin und her ist. Er lebte ganz in der westdeutschen Kirche vom Wissen um. Und lebte ganz im Osten und ganz überzeugend, ein Mann, der nie irgendwie daraus eine Überheblichkeit gemacht hätte, oder ein Besserwissen in dem Sinne, der ist doch keiner von uns. Im Gegenteil also, dass die Gefahr, glaub ich, war weniger als dass der Einbruch hätte kommen können, und jetzt müsste man differenzieren. Er hatte aber auch im liturgischen Bereich, zum Beispiel hat er die Handkommunion nicht gemocht, war auf Seiten ganz konservativer Leute, die wir wieder nicht verstehen konnten, und da gab es nicht nur das Bewahrende, sondern es gab auch das andere, und das sollte das der Zukunft sein, und da waren wir, viele, nicht der Meinung. Nur eins muss man sagen, er war ein geistiger Riese. Wer an Bengsch irgendwas machen wollte, musste dann schon so jemand sein wie Rahner oder Ratzinger. Das war eine völlig andere intellektuelle Klasse.“ (Eberhard Prause) Bruno Diefenbach ergänzt, er sei ein „intellektueller Überflieger“ (Bruno Diefenbach) gewesen. Seine autoritäre Haltung erklärt sich Wolfgang Bartel (geb. 1941) aus seinem Verantwortungsbewusstsein: „Der Kardinal Bengsch, der war ja ein munterer aufgeschlossener Priester und der ist erst in seinem Amt so geworden. Also eigentlich autoritär, ja, kann man schon sagen.“ (Wolfgang Bartel)

Die Führungskraft Bengschs zeigte sich in seinem Verhältnis zum Präsidium, wie Propst Kockelmann bezeugt:

„Also er hat sicher ganz entscheidend das Präsidium auch geführt, das muss man schon sagen. Und das Erstaunliche für mich war, dass, wenn er eine Sache begriffen hat, dann konnte er progressiver sein als alle anderen zusammen. Also er, der immer zuerst so der Ablehnende und der Verhinderer, nicht wahr, befunden wurde, der bleibt auf dem Teppich, nicht wahr, ihr seid nicht die Weltkirche, und das also auch in brillante Sprüche immer rein kleiden konnte, weil war für uns immer Herz mit Schnauze, nicht wahr, also der Berliner, das kam immer wieder durch. Aber ich erinnere mich jetzt nicht an die Sachen, was selber gewesen war. Mir ist aufgefallen, dass er in einigen Dingen hohe Leute auch berufen hat, also wo man hörte, die verstehen etwas davon und so weiter. Also der konnte immer weit über seinen eigenen Schatten springen.“ (Paul-Julius Kockelmann)

Bengschs Stellvertreter war Bischof Gerhard Schaffran. Die Urteile über ihn sind ambivalent. Hans-Joachim Zobel sieht ihn als ehemaligen Militär: „Bischof Schaffran war ja auch eine irgendwie prägende Persönlichkeit. Man spürte, er war irgendwie, will ich mal sagen, der Offizier, allein vom Auftreten her und von den Umgangsformen.“ (Hans-Joachim Zobel). Für Michael Ulrich war er „etwas konservativ, in der Kadettenanstalt groß geworden, die Kirche muss katholisch bleiben“ (Michael Ulrich).

Die vier Vizepräsidenten sind in guter Erinnerung: „Die hatten einen Durchblick, die hatten alle drei einen analytischen Verstand. Bei Propst Kockelmann kam noch dazu, dass er gute Chancen, gute Möglichkeiten hatte, leichte Verhärtungen ein bisschen aufzulösen durch seinen Humor. Er spielte eine ganz wichtige Rolle.“ (Klaus Appenroth) Kockelmanns Stärke lag in der Vermittlung: „Der hat unwahrscheinlich diplomatisches Gespür ja und der konnte ziemlich sehr gut vermitteln. Kockelmann sicherlich sehr stark.“ (Robert Degenhardt)

Hans-Joachim Zobel war bereits in der Meißener Synode aktiv gewesen. Er hatte „Elektrotechnik studiert und war im Institut für Rationalisierung und Organisation beschäftigt. Wir haben also die Aufgabe gehabt, beruflicherseits Betriebe in der Elektroindustrie zu unterstützen durch Anwendung der Elektronischen Datenverarbeitung oder andere organisatorische Maßnahmen.“ (Hans-Joachim Zobel) Zobel war in der Akademikerarbeit aktiv. Auf ihn fiel nach der Wende der Verdacht, er habe für die Stasi gearbeitet. Im Gespräch nannte er den Grund dafür: „Ich kann es ja vorwegnehmen: Sie haben sicher irgendwo schon gelesen. Ich habe ja mal eine Einladung bekommen zu einer [...] Weltfriedenskonferenz in Moskau. Es ging um Friedenskonferenz. Und dann war ich – ich war Synodale – da der Meinung, die katholische Kirche hat so viel zum Frieden zu sagen. Das kann man nicht unter den Tisch fallen lassen, also gehste mit und sagst etwas. Ich hatte eine Einladung nach Moskau. Weil ich als Synodale war, die Gefahr bestand, dass da eine Einflussnahme auf die Synode sein könnte. Ist also sehr, sehr vorsichtig aufgenommen worden. Bischof Schaffran, zu dem ich auch ein sehr enges Verhältnis hatte, der war sehr unhöflich darüber und hat also mit dem Kardinal Bengsch gesprochen. Und weil das irgendwie auch

im Gespräch war unter den Synodalen, hat dann Kardinal Bengsch gesagt, dass ich sein volles Vertrauen besitze weiterhin und dass ... Ich hatte dann auch sehr viel Zustimmung von den Synodalen, die zu mir kamen und sagten: Ich kann das gut verstehen, dass du dort hingegangen bist.“ (Hans-Joachim Zobel)

Das Verhältnis der vier Vizepräsidenten untereinander wird als konstruktiv und freundschaftlicher erinnert: „Nachträglich muss ich sagen. Wir hatten erstens einmal ein sehr, sehr gutes Einvernehmen, wir vier Vizepräsidenten. Das war also Propst Kockelmann, Pfarrer Broeske, Herr Pilz und ich. Propst Kockelmann hat diese, sagen wir mal, Gemeinschaft schon sehr unterstrichen, indem er uns nach Heiligenstadt eingeladen hat, uns vier. Und da haben wir ein gemeinsames Wochenende in Heiligenstadt erlebt. Das war sehr sehr schön. Aber auch in der reinen synodalen Arbeit haben wir gemerkt: Jeder hat bestimmte Stärken und Strecken, wo er nicht so sicher ist. Also, Propst Kockelmann, den haben wir, wenn wir merken, es gibt theologische Fragen, das lassen wir ihn steuern. Herr Broeske war einer, der, sagen wir mal, ein reiner praktischer Priester, ein Pfarrer. Reine Fragen der Pastoral sind also seine Stärke gewesen. Herr Pilz und ich haben das untereinander ausgemacht. Er ist genauso Diplom-Ingenieur gewesen wie ich. Ich hab's vielleicht ein bisschen zu locker gemacht, lockere Bemerkungen gemacht. Aber das hat mitunter dem Gespräch gut getan.“ (Hans-Joachim Zobel)

Zum Sekretär der Pastoralssynode wurde Dieter Grande gewählt, der dieses Amt bereits bei der Meißener Bistumssynode innehatte. Er war die eigentliche Seele der Versammlung: „Denn Pfarrer Grande konnte manches ein klein bisschen steuern, manche Dinge, die man als Laie auch nicht so übersah oder wo man Angst, Sorge hatte, dass man sie falsch einschätzt, dass man irgendwie vielleicht einen Akzent setzt, wo der gar nicht hingehört. Da ist man vorsichtig geworden. Und da habe ich mich an Pfarrer Grande immer gewandt, nicht nur ich, sondern da haben wir ihn, sagen wir mal, um geistlichen Rückhalt gebeten. Also gegeben hat's das schon, Situationen, aber es waren nicht Situationen, wo man meinte, jetzt knallt's gleich. Nein, so nicht, aber man möchte, dass es reibungslos geht. Und um diese Reibungen zu vermeiden, fragte man: Was kann ich denn tun? Es so laufen lassen – dann hat Pfarrer Grande geholfen.“

(Hans-Joachim Zobel) Grande war ein großer Organisator: „Die Persönlichkeit der Synode war einer, der nicht Synodaler war, nämlich der Chef der Organisation Dieter Grande, der nun wirklich also auch mit großer Menschlichkeit die Dinge zu führen und zu begleiten wusste, das war, also rein organisatorisch war die Synode ein Genuss, das muss man sagen.“ (Helmut Hiller) „Dieter Grande, das ist der Organisator gewesen und der, also ohne den wäre das nicht gelaufen so und Klaus Milde, der schon verstorben ist, der hat die Organisation betrieben, also aus den Erfahrungen von verschiedenen Treffen schon. Naja, also jedenfalls war das ein Organisationstalent, der hat da auch zugearbeitet, aber nicht fachlich inhaltlich, sondern organisatorisch eben.“ (Maria Jänchen) Aus der Erfahrung der Pressearbeit ergänzt Johannes Freitag: „Und dieser Dieter Grande war also im Westen sozialisiert, kam hierher und hat also Unglaubliches in der Jugendseelsorge aufgebaut. Ich habe ihn zum Beispiel erlebt, als ich noch Theologie studierte, habe ich ihn erlebt als Leiter eines Jazz-Workshops und das war genial. Der hat die Laienspielarbeit völlig neu aufgemischt, der hat das ganze Kulturprogramm der Synode, hat der gemanagt, der hat dafür gesorgt, dass die Mitschriften innerhalb weniger – ach halbe Stunde später war das fertig [...] Ohne Computer, alles mit Schreibmaschinen und mit Stöpseln im Ohr, die Frauen, haben sie das alles live mitgeschrieben zum Teil, was da kam.“ (Johannes Freitag)

Über die Zusammenarbeit mit ihm bei der Beschaffung von Papier erzählt Clemens Rosner: „Ich weiß immer noch, ich hatte Zugang über die Druckerei, die hier unter unserer Kirche ist, über Papierbeschaffung. So das war ja alles in der DDR, wer schafft denn das Papier an? Das waren ja tausende Blatt, nicht, und richtige große Bögen. Ich konnte also immer Hänger voll Papier für die Synode liefern, aber alles so unter der Hand, nicht. Dem hab ich dann gleich 50 Westmark gegeben, hier dem, der mir das verschafft hat, und dann wurde es abgezweigt, nicht. Dann hatten sie wieder Papier für die nächsten Arbeiten, nicht. Also solche Kleinigkeiten gingen alles schwierig, nicht. Woher man die Papiere kriegt, wir kriegten ja kein Papier im offiziellen Laden. Zweimal habe ich einen ganzen PKW-Anhänger voll Papier zur Synode geschafft, weiß ich noch. Dann mussten sie es dann sehen, wie sie es zerschnitten haben und so wei-

ter, also für die Weiterverarbeitung brauchbar. Aber es war natürlich gutes zu druckendes Papier. Und dank unserer Druckerei hier unten, die sowas beiläufig, sagen wir mal für einen 50 Mark Schein, zur Seite schaffen konnten, nicht.“ (Clemens Rosner)

### 3.3 *Synode und Staatssicherheit*

Bengsch agierte sehr vorsichtig gegenüber dem Staat. Nach Paul Christian habe er darauf geachtet, sich nie mit einem kommunistischen Politiker fotografieren zu lassen. Deutlicher als die DDR-Synodalen sah Bernhard Servatius das Interesse der staatlichen Behörden an den Ereignissen in Dresden: „Die Pastoralssynode wurde voll abgehört, mit Richtstrahlern. Die haben wortwörtlich alle Beiträge bei der Stasi gehabt, aber wirklich. Das kann ich verlässlich sagen. Und das war seine Sorge, dass dann da doch ein Ventil aufgeht und dass dann Dinge hinterher ärger werden als vorher, die Kirche und einzelne Laien insgesamt nachher stärker unter dem System leiden würden als vorher. Und deshalb war er so vorsichtig und hat gesellschaftliche Themen sehr stark runter gefahren.“ (Bernhard Servatius)

Doch auch Dieter Grande wusste, dass der Staat „natürlich Informationen sammelte über das Synodengeschehen. Das geschah zum Teil durch Synodale, die schon IM waren, bevor sie in die Synode gewählt wurden. Es geschah durch einige Mitarbeiter in den verschiedenen Strukturen der Synode, die man angeheuert hatte, aber das, was da beigebracht wurde, das war also nicht viel mehr, als das, was auch in der Synodenaula geschah. Und die konnte man ja ohnehin abhören, nicht, das war ja gar kein Problem. Da konnten Sie ja noch 500 Meter weiter einen Funkwagen hinstellen, der einfach abhörte, nicht. Die brauchten da gar nicht in der Nähe der Kirche sein, nicht. Aber das ist nicht gemacht worden nach meinen Erkenntnissen. Man hat sich auf diese Informanten verlassen, die man eben hatte. Und das Zweite war dann eben wegen der Druckgenehmigung, nicht, da hatte man versucht am Anfang, so kleine Korrekturen zu veranlassen und grundsätzlich gesagt, kommt nicht in Frage, ganz oder gar nicht, das gab es ja für den Staat auch keine große Alternative. Da hätte er ja das ganze Risiko nicht eingehen brauchen, nicht. Denn man wusste ja nicht, was bei so einer Sache rauskommt.

Und die staatlichen Stellen hatten ja traurige Erfahrung jedes Jahr mit den evangelischen Synoden, denn da wurde ja ordentlich vom Leder gezogen, nicht.“ (Dieter Grande)

Sogar die Präsenz von Journalisten in der Hofkirche wurde nicht erlaubt: „Am Vorabend, ehe die Synode beginnen sollte, konnten wir nicht in die Aula, weil der Bischof Schaffran, der ja Hausherr von Dresden war – er war damals Bischof in Dresden –, erfahren hatte, dass der Deutschlandfunk in die Aula wollte und Aufnahmen machen wollte. Und da hat der Bischof Schaffran sich ganz stark mit den Mitarbeitern dort auseinandersetzen müssen und das verboten, was sie nicht verstanden haben. Denn die haben ja auch argumentiert: Wieso das? Der Staat hat uns die Genehmigung gegeben, hat uns einreisen lassen. Wieso dürfen wir jetzt hier nicht in die Aula? [...] Die wollten die Synode mithören und verfolgen und Bericht erstatten. Das aber gerade durfte und sollte ja nicht sein. Und dann wären ja auch die Bischöfe nicht mehr sicher gewesen, was dort draus gebracht wird im Rundfunk und so berichtet wird. So gesehen, diese Auseinandersetzung – weiß ich noch ganz genau – hat uns gestärkt in der Annahme, wir sind wirklich unter uns.“ (Christa Wieg)

Auf einzelne Synodale wurde Druck ausgeübt. Die Staatssicherheit versuchte, Klaus Appenroth (geb. 1948) als Mitarbeiter anzuwerben. „Das war verdammt schwer, da wieder rauszukommen, muss ich gestehen. Ohne gute Beratung von allen möglichen Leuten aus der Kirche wäre der Druck so stark gewesen, dass ich das nicht geschafft hätte.“ (Klaus Appenroth). Nach der ersten Sitzungsperiode der Pastoralynode wurde er dann zum Militärdienst einberufen und musste aus der Synode ausscheiden. Joachim Vogt (geb. 1930) wurde ebenfalls mit Anwerbeversuchen konfrontiert, wozu Kardinal Bengsch dann öffentlich Stellung bezog: „Also bei mir war das zu Beginn der Synode im Frühjahr 73, was ich eben erzählt habe von Herrn – das war ja damals nicht MfS, das war Stadtrat für Kirchenfragen. Inzwischen hat sich rumgesprochen bei der Bischofskonferenz, dass die Leute angesprochen werden, um MfS zu werden. Und da hat Kardinal Bengsch, ich denke genau bei der dritten Vollversammlung im März 1974, öffentlich Stellung genommen und hat gesagt: Es ist ihm zu Ohren gekommen, dass der Staat versucht, die

Synode zu beeinflussen mit vielfältigen Methoden, und wenn das nicht unmittelbar aufhört, hat er gesagt, dann werde ich die Synode beenden, und dann beenden wir die und schließen ab. Das war wohl das, wo der Staat dann wohl auch nachgelassen hat, weil das war ja nun das Letzte, was sie haben wollten, dass die Synode abgebrochen wird wegen staatlicher Beeinflussung.“ (Joachim Vogt)

Für Dietmar Bartel (geb. 1944) „war das klar, dass da einer sicher dabei ist, denn das ist ja ein gesellschaftliches Ereignis in diesem Staat gewesen und das ist eine Gruppe, die ja sowieso an manchen Stellen angeekelt ist – die Katholiken“ (Dietmar Bartel).

Trotz einer offensichtlichen undichten Stelle herrschte die Meinung vor, die Synode sei von der Staatssicherheit nicht abgehört worden: „Später, wie gesagt, waren wir dann traurig, dass jemand an die ‚Begegnung‘, diese Zeitschrift, die vom Staat, also von der Partei mit gelenkt war, da doch was dort gelandet ist. Aber das war das Einzige, was ich jemals gehört habe. Sonst waren wir wirklich – und weil die Kirche wirklich umgebaut worden ist, musste man annehmen, dass sie sie wirklich, wie sagt man, wanzensicher gemacht haben, dass keine da waren. So habe ich mich auch gefühlt. Das war das Risiko, was die Bischöfe ja auch eingegangen sind: Geht das gut, dass da auch wirklich niemand darunter ist? Das ist ein großes Risiko. Aber es ist bis zum Schluss gut gegangen.“ (Christa Wieg)

Für andere war klar, dass die Synode von Stasi-Mitarbeitern durchgesetzt war: „Wobei ich Hundert Prozent sicher bin, dass in der Synode auch Stasi-Leute saßen, Hundert Prozent sicher. Da bin ich ganz sicher. Ich weiß niemand konkret, und bin auch froh, dass ich das nicht weiß. Aber diese Chance hat sich die Stasi nicht entgehen lassen. Ich denke schon, dass auch gut geguckt wurde, wer es ist. Aber wenn ich bedenke, wer aus unserer Gemeinde zum Beispiel Stasi war, was durch die Akten herausgekommen ist, wo ich es nie, niemals gedacht hätte. Also ich glaube schon, dass die da ... Und der Staat hatte ja auch irgendwie Interesse an der ganzen Sache. Wir haben zum Beispiel in Dresden in den Interhotels gewohnt, was eigentlich ja – ich war in meinem ganzen Leben zuvor noch nie in einem Interhotel. Das waren ja die Vorzeigehotels zu DDR-Zeiten in der Prager Straße – ich weiß nicht, ob Sie Dresden kennen. Das sind drei Hotels – Lilienstein, Königstein und Newa heißen die – da war

der Staat schon auch, stark kooperativ gezeigt. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die nicht irgendwie ihre Finger drin hatten. Ich weiß es nicht konkret, aber ich halte es für unwahrscheinlich, dass es nicht so war.“ (Erika Buhl) Klaus Winkelmann (geb. 1929) vermutet, dass sich die Synodalen einer Selbsttäuschung hingegeben hatten: „Es gab sicher Teilnehmer, die auch gefangen waren in dem so genannten IM-System. IM ist ja das Kürzel für Informeller Mitarbeiter des Staatssicherheitsministeriums, die dann schriftlich berichtet haben. Aber das war wohl jedem Teilnehmer klar, dass das so war. Und vielleicht haben wir uns alle getäuscht, in welchem Umfang das geschehen ist. Aber da kann ich mich nicht erinnern, dass deshalb ganz besondere Vorsicht gewaltet hätte. Ich kann mir denken, dass die Initiatoren und das Leitungsgremium der Synode, dass die zuvor auch Felder abgesteckt haben, um Konfliktstellen zum Staat abzurunden, oder wie ich das nennen soll, die Spitze zu nehmen.“ (Klaus Winkelmann)

Dennoch ließen sich die Synodalen nicht von freier Meinungsäußerung abhalten: „Also ich habe es dort trotzdem als eine freie, offene Diskussion erlebt. Doch, das kann ich sagen. Also Ängste habe ich nicht erlebt da. Nun müssen Sie sich auch vorstellen, dass wir das in gewissem Sinne auch gewöhnt waren. Irgendwo gab es immer Spitzel. In der Schule haben wir natürlich bei Elternversammlungen später nicht alles gesagt, aber in der Kirche haben wir schon, und es war ja, wie ich eben sagte, wir waren ja gedeckt, durch die Bischöfe und den Kardinal waren wir in gewissem Sinne gedeckt bei der Synode. Das hätte sich die DDR nicht erlaubt.“ (Regina Freitag)

Abgehört zu werden, gehörte in der DDR mit dazu: „Das ist so die Erfahrung nach vierzig Jahren DDR. Diese Freiheit, ich kann hier in einem Raum völlig unbehelligt reden und da wird mich nie jemand fragen, die habe ich persönlich nie empfunden und wer sie empfunden hat, ist entweder ein Glücklicher unter den Heiligen oder hat die Realität nicht wahrgenommen.“ (Helmut Hiller) Für Maximilian Tauscher (geb. 1937) war klar, dass „wir natürlich immer im Bewusstsein hatten: Wir sind nicht in einer freiheitlichen Gesellschaft da zusammengekommen, sondern in der sozialistischen Gesellschaftsumgebung, die ihre entsprechenden Mannschaften

„Horch und Guck‘ sicherlich da mit dabei haben.“ (Maximilian Tauscher)

So war es bis zu einem gewissen Punkt auch notwendig, den Staat in die Synode mit einzubeziehen, damit die Beschlüsse auch publiziert werden konnten: „Mir hat auch einmal der Prälat Grande gesagt, er war auch in der Koordinierungskommission, die da versuchte, das alles zu koordinieren, was da so läuft, und da war Herr Grande der entscheidende Mann. Und der sagte mir einmal, dass natürlich alle Beschlüsse, die abgestimmt waren, dem Staatssicherheitsdienst zugesendet wurden in einem Exemplar. Mit Durchschlägen ging das noch. Offiziös. Das heißt, die Staatsvertreter konnten darauf rechnen, dass diese Sache an die entsprechenden Leute geht. Vielleicht haben sie auch einen Zivilisten dazwischen geschaltet, der diese Mittlerdienste gemacht hat, das weiß ich jetzt nicht. Aber ich meine sogar, dass Grande selbst hingehen musste, in die entsprechenden Sekretariate, ob das jetzt ein Regierungssekretariat war oder Ministerium des Inneren, das weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, dass eben den Staat nichts überrascht hat, wenn es um die Abstimmung ging. Der hatte zumindest die Chance, das was abgestimmt wurde, schon vorher zu wissen. Nicht die Abstimmungsergebnisse, aber das, was abgestimmt wurde.“ (Ulrich Werbs)

### 3.4 Gruppierungen

So einheitlich geschlossen sich die DDR-Kirche nach außen gerne gab, zeigten sich doch auch Gruppenbildungen. Die Vertreter aus den einzelnen Jurisdiktionsbezirken stimmten sich gerne vor den Diskussionen untereinander ab: „Es gab auch Gruppenbildung, und der Gruppe in Magdeburg hat man das sogar am Anfang vorgeworfen, ja das darf ich so sagen, vorgeworfen, es würden sich Fraktionen bilden. Wir hatten natürlich so ein bisschen eine Magdeburger Gruppe. Ja, wir waren vielleicht nicht die Friedfertigsten und die Friedlichsten, das darf ich vielleicht so sagen, aber ich habe dann auch im Gespräch und hoffentlich auch mal am Rednerpult – das kann ich jetzt aber nicht mehr sagen, wie es war: Es ist das Selbstverständlichste von der Welt, dass in jedem Parlament sich Interessengruppen bilden. Und wenn ich als Einzelner bestimmte Interes-

sen nicht durchsetzen kann, dann suche ich Gesinnungsgenossen im positiven Sinne, um das in der Synode mit 20 Leuten einzubringen, dann bezeichne ich das als legitim.“ (Joachim Vogt)

Die Differenzen im Verhältnis zum sozialistischen Staat DDR zeigten sich besonders in der Spannung zwischen Bengsch und dem „Aktionskreis Halle“ (AKH), dessen Geschichte von Sebastian Holzbrecher aufgearbeitet wurde<sup>9</sup>. Über seine Präsenz und Wirksamkeit auf der Pastoralssynode gehen die Aussagen der Synodalen weit auseinander. Helmut Hiller (geb. 1944) weist auf die ablehnende Haltung des Magdeburger Bischofs Braun (1919–2004) hin, eigene Delegierte des AKH in die Synode zu entsenden: „Dem AKH wurde das eindeutig verwehrt, aber es war auch als versöhnlicher Satz in diesem Brief von diesem Bischof Braun drin: Er kann selbstverständlich, kann der AKH, können Mitarbeiter der AKH auf den anderen Wegen sich bewerben, Delegierte zu werden. Das ist dann auch passiert und meines Wissens war der AKH mit aktiven Vertretern mit vier Personen vertreten, mit drei Priestern und mit mir. Das waren Pfarrer Herold aus Halle, Pfarrer Winkelmann aus Gerlingen und Pfarrer Göbel, Studentenpfarrer in Halle, wobei die Herren Winkelmann und Göbel nur eine Vollversammlung dabei waren, weil sie dann geheiratet haben und damit den Status als Priester in der Synode verloren haben und nicht mehr teilnehmen konnten. Da gab es dann Nachrücker. Ja, Pfarrer Herold und ich, die wir zufälliger Weise im Alphabet ja auch noch nebeneinander gesessen haben, aber auch wir nicht, wir sind nicht als Gruppe aufgetreten oder haben also versucht, da gemeinsame Dinge durchzufechten. Pfarrer Herold war sehr mit Fachkommissionsarbeit beschäftigt, ich wie gesagt nicht, und man hatte halt verschiedene Arbeitsfelder gefunden.“ (Helmut Hiller) Hans-Joachim Meyer sieht vor allem einen indirekten Einfluss:

„Wirkte indirekt, wirkte indirekt. War für Bengsch ganz sicherlich, auch für Kleineidam, seinen Weihbischof, eher rotes Tuch, wie ich fand überschätzt in seiner Wirkungsweise, auch in dem, was sie wollten, da hatten die keine präzise Vorstellung. Der AKH wollte ja

---

<sup>9</sup> Vgl. HOLZBRECHER, Sebastian, *Der Aktionskreis Halle. Postkonziliare Konflikte im Katholizismus der DDR* (Erfurter theologische Studien 106), Würzburg 2014.

durchaus nicht, wie offenbar Kleineidam fürchtete, sich bei der DDR anlehnen, das lag denen völlig fern, aber ich glaube, dass Bengsch hatte eher die Sorge, dass, wenn wir in einem solchen Maße auch gesellschaftlich aktiv werden, wie der AKH das wollte, dann würde die Kirche bald in einen Konflikt hineingeraten, in den er nicht hineingeraten wollte. Seine Strategie war ja die der schweigenden Distanz. Also nur öffentlich gegen den, gegen die Politik der SED oder die DDR reden, wenn es oder letztendlich, wenn man in statu confessionis ist, aber sich immer so verhalten, dass, ohne dass man irgendwas zu sagen braucht, völlig klar ist, dass man auf Distanz ist.“ (Hans-Joachim Meyer)

Die Ziele des AKH fasst Klaus Winkelmann in die Stichworte „kirchenreformerisch und gesellschaftsreformerisch“: „Wir haben nicht dogmatisch gestritten, sondern lebenskundlich gestritten und gesellschaftskundlich.“ Ausgehend von den Auseinandersetzungen um die Abberufung von Weihbischof Rintelen (1899–1998) aus Magdeburg strebte der AKH eine „Demokratisierung der Kirche“ an. Für die Pastoralsynode galt: „Wir wollten mitmachen.“ Winkelmann sieht im AKH einen „Katalysator für die Befindlichkeit, Innenbefindlichkeit der DDR-Kirche“ (Klaus Winkelmann).

Skeptisch gegenüber der Bildung von Gruppen insgesamt zeigt sich Helmut Hiller. Er konstantiert ein abnehmendes Interesse an den Themen und Diskussionen: „Es gab Gruppen, die hat Wolfgang Bartel in seiner Schlussrede auf der siebten Vollversammlung benannt, es gab die Gruppe derer, die überhaupt nicht geredet haben. Es gab also die große Gruppe derer, die überhaupt nicht aufgetreten sind, und andere haben dann wohl festgestellt, dass das vor allen Dingen die außerordentliche Geistlichkeit gewesen ist. Also nicht die Geistlichkeit vor Ort, sondern mehr die, die in den Kirchenämtern, in den Ordinarien ja eigentlich die Strippenzieher waren, die haben sich in der Synode selber nicht zu Wort gemeldet. Jetzt kann ich spekulieren, warum nicht: erstens weil sie eh wussten, dass das nichts bringt, oder zweitens, weil sie den Vorgang für so uninteressant gehalten haben, dass das ihr Leben nicht berührt hat. Was mich zum Beispiel, der ich ja wie gesagt mein Leben vor Ort mit meiner Familie in einem Großbetrieb tätig, leben wollte in einer katholischen Gemeinde, in einer Stadt von damals 100.000 Einwoh-

nern, mich hat manches brennend interessiert, was andere Leute offensichtlich nicht berührt hat.“ (Helmut Hiller)

#### 4. Die Themen und ihre Bearbeitung

##### 4.1 Die erste Vollversammlung

Die Vollversammlungen wurden mit einem Gebet eröffnet: „Das Gebet lautet: ‚Komm Heiliger Geist, komm in unsere Mitte, sei du bei uns, lehre uns, was wir tun sollen, weise uns, wohin wir gehen sollen, zeige uns, was wir wirken müssen, damit wir durch deine Hilfe Gott in allem wohl gefallen. Amen.‘ Das wurde also dort regelmäßig vor den Vorversammlungen und dort teilweise zwischendurch gebetet.“ (Adelheid Meinhardt). Die Synode „war also wirklich ein, auch im Rückblick, starkes geistliches Ereignis für die Teilnehmer“ (Maximilian Tauscher), nicht nur ein „hoch intellektuelles, aber auch geistliches Geschehen“ (Franz-Georg Friemel).

In der Erinnerung wurde dieses Spannungsverhältnis für die erste Vollversammlung benannt, als es um die Auswahl der zu behandelnden Themen ging. Kardinal Bengsch, der jeden Anschein einer Einmischung in staatliche Angelegenheiten vermeiden wollte, bezeichnete die Synode als einen rein innerkirchlichen Vorgang, was sich seiner Meinung nach auf die Themen auswirken musste: „Und da gab es Gruppen, die haben das für völlig undenkbar gehalten, deshalb hab ich so gekocht, als Kardinal Bengsch in seiner Eröffnungsansprache gesagt hat: ‚Das ist ein rein innerkirchlicher Vorgang.‘ Ich hab sofort die Ambivalenz gespürt. Das ist eine Abwehraussage gegenüber dem Staat, natürlich und ist insofern vielleicht auch nötig, aber der gebraucht das auch, um alle Tendenzen innerhalb der Kirche, die in Richtung gesellschaftliches Engagement gehen, nach unten zu drücken, genau mit diesem Argument. Es ist ja ein innerkirchliches Ereignis.“ (Klaus Appenroth) Bewegt schildert Johannes Freitag die Atmosphäre dieser ersten Weichenstellung: „Und es hatte den Anschein, als verhärtete sich hier etwas und das zog sich den ganzen Samstag über durch und die vorgeschlagenen Themen, die sie ja auch haben, die wurden regelrecht wie in einem großen Tau-

ziehen hin und her gezogen. Und da näherte sich der Sonnabend<sup>10</sup> seinem Vesperende und die sollte um 18 Uhr sein dann in der Hofkirche. Und, also praktisch wir befanden uns ja in der Hofkirche, in einer Seitenkapelle und da sehen wir noch unseren Bischof Hugo [Aufderbeck, JS], wie er – das muss so 20 Minuten vor 6, viertel vor 6 gewesen sein – wie er regelrecht hüpfte. Der hüpfte förmlich da die Stufen hoch und noch im Laufen sagte er in seiner – er war ja Sauerländer – in seiner sauerländischen Mundsprache sagte er: ‚Was brauchen wir?‘, nein: ‚Wo leben wir und was leben wir? Wir leben den Glauben. Und wo leben wir ihn? In der Kirche und in der Gemeinde.‘ Und dann hat er gesagt: ‚Und wo noch? In Ehe und Familie. Und wir leben ihn in der Arbeit, da müssen wir ihn bezeugen, wir leben ihn in einer Welt, die auf Hoffnung hin gestaltet ist, dass Friede und Versöhnung möglich ist. Und zur Kirche gehört auch die Ökumene.‘ Und da hat er praktisch innerhalb von, das waren vielleicht eineinhalb Minuten, vielleicht zwei und da war atemloses Schweigen – also mir kommen wirklich die Tränen – atemloses Schweigen, und dann brach wirklich ein ganz donnernder Applaus und plötzlich waren die Grenzen weggewischt und die Eisenstückstraße war nicht mehr vorhanden und die andere Straße war nicht mehr vorhanden und man hat nur noch in den Worten des Bischof Aufderbeck gespürt: Ja das ist es. Und ganz am Ende, am Sonntag Nachmittag, als die Synode dann sich für die nächste Vollversammlung verabschiedete, da ging Bengsch, von dem man gesagt hatte, dass er nur knurrig diese Synode einberufen hätte, ging an das Mikro und hat gesagt: ‚Jetzt muss ich mal was sagen, was sagen. Also es gibt Veranstaltungen, da gehe ich bloß hin, wenn ich hinfliegen kann und wenn sie mir bis vor das Mikrofon mit dem Taxi bringen und dann gibt es Veranstaltungen, da fahre ich auch mit der Bahn und dann gibt es Veranstaltungen, aber bloß ganz wenige, da würde ich auch hinlaufen und nach Dresden würde ich laufen.‘ Und dann haben sie donnernd applaudiert und Kockelmann sagte dann – wir fuhren mit Kockelmann, der war einer der Vizepräsidenten, nach Hause immer, der fuhr immer das Auto und wir fuhren mit und war ja unser Pfarrer auch damals und der sagte: ‚Das hat er wieder

---

<sup>10</sup> 24. März 1973.

klasse hingekriegt.‘ So und mit diesen, ja also, das war vom Heiligen Geist gewirkt, hatten wir damals so gesagt und das empfinden wir heute noch, das war ein unglaublich charmanter Aufbruch war das, voller Geziehe vorher und ein Hin und Her und soviel Gehässigkeit. Wollen Sie da etwa behaupten? Wollen Sie damit etwa sagen, dass? Und das war alles weg und dann hatte die Synode ihre Fachkommissionen“ (Johannes Freitag).

Die von Freitag erwähnte Gruppe, die sich in der katholischen Studentengemeinde in der Dresdener Eisenruckstraße traf, bildete sich im Vorfeld der Ersten Vollversammlung. Es waren „Leute, die besonders stark die Erneuerung der Kirche wollten“ (Heinz Kitsche). Günter Sandfort (geb. 1927) sieht den Grund dieser Gruppenbildung in der Gefahr der Reduzierung der Zahl der Kommissionen und damit der Themen: „Und dagegen haben sich welche also geäußert und wir haben uns zusammengesetzt und wir hatten eine Gruppe von 47 Synodalen, die das kritisierten und die das auch zusammen dann zusammengestellt und unterschrieben haben, ein Papier darüber, und nun ging es dann darum an dem Abend. Wir waren dann vor der ersten Sitzung abends versammelt, wie soll man sagen, weil wir 47 waren, hießen wir dann die Gruppe 47.“ (Günter Sandfort)

Es war die erste koordinierte Aktion der Pastoralynode. Sandfort wurde als Sprecher ausersehen: „Und dann hieß es: Wer macht das? Da haben sie gesagt: ‚Du musst das machen.‘ Weil ich bei den Bischöfen irgendwie noch nicht durch Fehlverhalten oder sonst was, besondere Kritik aufgefallen war. Ich galt wohl noch als brav. Dann habe ich das auch gemacht und man hatte mir ja vorgeschlagen, wie ich das so machen sollte. Und wir hatten ein Papier, das wollten wir dann bei den Synodalen herumreichen, wo das auch nochmal begründet war, dass wir wirklich sieben Themen und nicht drei, denn die Gemeinden haben in sieben Themen diskutiert. [...] Das hatten wir kurz vor der Synode erfahren. Dazu wurden die Leiter der diözesanen Arbeitsgruppen nach Berlin gerufen. Irgendwo waren wir zusammen, da wurde uns das plötzlich gesagt. Der Kardinal wünscht, dass nur drei Themen behandelt werden. Und gleichzeitig wurde gesagt, darüber wollen wir jetzt aber nicht einfach in eine kritische Diskussion verfallen, sondern wir nehmen das einfach hin. Und da

habe ich gesagt, das können wir nicht machen, nicht. Aber es waren Mitglieder in diesem Kreis, die sagten: ‚Na selbstverständlich, wir sind doch Kirche, wir müssen das doch so zusammen auch so vertreten, wenn der Kardinal ...‘ Ich sage: ‚Naja, das geht nicht.‘ Und da haben wir uns wie gesagt sozusagen da in Szene gesetzt bei der ersten Sitzung. Da wurde ich dann auch aufgerufen, weil ich das angemeldet hatte bei Grande und habe es vorgetragen. Und dann musste ich den Kardinal bei dieser Äußerung fragen, ob er einverstanden ist: ‚Ich bitte den Präsidenten, dass wir unser Papier verteilen dürfen.‘ Und daraufhin stand er dann auf und sagte: ‚Nein, das geht nicht. Von außen her können wir ja keine Papiere rumreichen, das geht nicht.‘ Und da musste ich, das hatten wir auch vorher abgesprochen, einfach nur sagen: ‚Das nehmen wir zur Kenntnis.‘“ (Günter Sandfort) Bei den Wahlen zur Fachkommission „Gemeinde“ fiel Sandfort durch, „weil ich bei einer großen Zahl der Synodalen wohl als ein Kritiker oder Querkopf oder vielleicht nicht ganz so kirchentreu angesehen wurde“ (Günter Sandfort), doch im Nachhinein als Berater von den Bischöfen hinzunominiert. Als feste Gruppe trat die „Gruppe 47“ während der Synode nicht mehr in Erscheinung. Wohl trafen sich die Mitglieder mehrmals, doch mit abnehmender Teilnehmerzahl. „Diese Zahl 47 hat es nur einmal gegeben, die Gruppe schrumpfte dann immer mehr, aber sie hat mehrheitlich die Texte nicht beeinflussen können.“ (Helmut Hiller). In der Erinnerung der Synodalen gelten sie als Gruppe, „die auch viele progressive Dinge voranbringen wollte“ (Erika Buhl).

#### 4.2 *Fachkommission 1: Glaube heute*

Zu den profilierten Mitgliedern der Fachkommission 1 gehörte Hans-Joachim Meyer: „Ja, ich wurde in die Kommission 1 Glaube heute gewählt. Das war für mich eine großartige Erfahrung, da war, da war Hugo Aufderbeck drin, Otfried Müller, der Dogmatiker in Erfurt, Franz Schneider, der Spiritual war, dann hat er später, glaube ich, dort Liturgik gelehrt, Norbert Werbs, damals noch Pastor irgendwo in Mecklenburgischen, und Frau Buhl, die war Pastoralreferentin in Frankfurt-Oder, Frau Geburek, die war Pastoralreferent oder also jedenfalls hat sie auch Theologie studiert, wie Frau Buhl

und ich glaube, sie war auch Pastoralreferentin von Leipzig, und Frau Mondschein, die ist, sicherlich den Namen mal irgendwo gehört, die war die Leiterin eines Seel-, eines, eines Art katholischen Bildungsseminars, das irgendwo in einer Vorstufe Verhältnis oder ungeordnetes Verhältnis zu dem Magdeburger Seminar war unter Seelsorgehelferinnen und Seelsorgeseminare, das Prälat Fritz leitete, der auch in der Glaube I war“ (Hans-Joachim Meyer).

Hugo Aufderbeck (1909–1981) war der heimliche Gegenspieler von Kardinal Bengsch. Er strahlte „sehr viel Sympathie und auch Wärme“ (Hans-Joachim Zobel) aus. Aufderbeck war „unsere väterliche Figur“ (Robert Degenhardt), „ein ganz großartiger Seelsorger und also ein ganz toller Bischof und sehr aufgeschlossen“ (Ruth Köblin), „der praktisch die gesamte Hauptströmung der Pastoral geprägt hat“ (Paul Christian), auf der Synode „auch sehr ausgleichend gewirkt und vermittelnd“ (Bertin Efmert). Aufderbeck war weniger prinzipiell orientiert, sondern kam aus der Praxis: „Ganz stark für mich immer wieder ausstehende Gespräche waren mit dem Bischof Aufderbeck, der überall, in alle Themen, für alle Themen Hinweise hatte, und lebendige Hinweise. Das war nicht so strukturell. Der hat immer wieder gesagt: Machen Sie das doch so! Oder wir könnten das so machen. Oder ich sehe zum Beispiel, wieder Jugendarbeit, machen wir es doch so.“ (Maria Kubitz) Von Aufderbeck kam das Wort von der „kleinen Herde“<sup>11</sup> in den Beschluss „Glaube heute“: „Die Chance der kleinen Herde fällt mir da ein als ein Schlagwort das, ich denke, das er geprägt hat, dass dann auch Gewicht gehabt hat in der Synode und auch nach der Synode. Also in dem Wissen, wir sind wenige Katholiken hier in dem Land und werden nichts Großes ausrichten können. Aber mit dieser Formulierung ‚Die Chance der kleinen Herde‘ ist er mir doch auch hängen geblieben.“ (Karl-Heinz Hoefs)

Vorsitzender der Fachkommission war Franz Schneider (geb. 1932), Spiritual am Erfurter Priesterseminar und Dozent für Liturgik. Der Motor der Kommission war Hans-Joachim Meyer. Die Ar-

<sup>11</sup> Vgl. *Glaube heute*, in: BERLINER BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoral synode der katholischen Kirche in der DDR*, Leipzig 1977, S. 21.

beitsweise schildert Erika Buhl (geb. 1941): „Aber federführend für die Erstellung dieses Papiers, war der Dr. Hans-Joachim Meyer, der jetzt der ZdK-Präsident war und Professor ist. Der kam aus Potsdam und konnte wegen seiner kirchlichen Bindung und auch seines öffentlichen Auftretens für Kirche und für Glauben eben keine Professur bekommen; die hat er dann erst nach der Wende bekommen. Dr. Meyer war also derjenige, der den Entwurf für das Papier ‚Glaube heute‘ gemacht hat, und wir haben dann daran gearbeitet. Das ist der Versuch gewesen, für die spezifische DDR-Situation Glauben also zu beschreiben, wie Glaube aussieht in der DDR und wie die Gläubigen auch bestärkt werden können in dieser Situation. Natürlich konnte man nicht, sagen wir mal, Dinge formulieren, die direkt gegen den Staat gerichtet waren. Aber meiner Meinung nach steht in dem ‚Glaube heute‘ auch drin – ich habe mir das noch mal rausgezogen –, dass es also auch um das Christsein im sozialistischen Staat ging, also geht, damals. [...] Wir haben also viel daran gearbeitet, Modi eingebracht, und gerade bei den praktischen Dingen konnten wir aus der Praxis ja natürlich auch noch bestimmte Dinge einbringen. Mein Spezialgebiet war hier in Frankfurt die Kinderpastoral, so dass ich also da einbringen konnte, wie Kinder aus dem Glauben bestärkt werden können durch – da müsste ich nochmal nachgucken. Das war so mein Part dabei, während diese theoretischen Dinge eben Dr. Meyer ... Der theologische Vorspann und so, da war er also wirklich federführend. Zu unserer Arbeitsgruppe gehörte zu unserer großen Freude auch Bischof Hugo Aufderbeck. Das war natürlich ein wunderbares Arbeiten mit ihm. Ich weiß, ehrlich gesagt, gar nicht mehr, wer sonst noch dazu gehörte. Also wie gesagt: Dr. Meyer, Franz Schneider war der Leiter, und Bischof Aufderbeck war mit. Und er ist ja einer derjenigen, die gerade das, was in der DDR diese Sache mit den Gottesdiensten durch Laien mit der Kommunionsspendung, das ist ja etwas, was Bischof Aufderbeck hier installiert hat. Das Konkrete weiß ich nicht sehr genau. Aber seine Art in der Diaspora ist natürlich sehr eingeflossen in das Papier, ganz stark. Wir haben viel gearbeitet, auch Nächte durchgearbeitet. Ich weiß noch, dass wir manchmal im Priesterseminar bis Morgens früh getippt haben, damit das wirklich pünktlich irgendwo war, das Papier. Das war schon eine sehr schöne Zusammenarbeit.“ (Erika Buhl)

Obwohl selbst nicht in der Fachkommission 1, gibt Manfred Stierl eine präzise Zusammenfassung des Beschlusses: „Zunächst einmal haben wir uns, glaube ich, sehr eindeutig von allen Seiten her darauf verständigt, dass dieses Dokument ‚Glaube heute‘ an den Anfang der Synodenarbeit gehört und dass es die Basis für die weiteren Beschlüsse bilden muss. Und von dieser Bedeutung her hat natürlich auch dieses Papier sehr viel Diskussionszeit beansprucht, und es ist dann auch sehr viel um Einzelformulierungen gerungen worden. Wenn ich es richtig in Erinnerung habe, haben wir, glaube ich, zwei Jahre lang gearbeitet, also vier Sitzungsperioden gearbeitet an ‚Glaube heute‘, und ich denke, das dürfte sich auch ausgezahlt haben. Was mir besonders wichtig erscheint dabei [...] dass wir in Absatz 10 sehr deutlich herausgestellt haben, dass wir eine Situationsbeschreibung brauchen für unsere heutige Zeit, also damals vor 40 Jahren dort in der DDR. Und ich glaube, das ist gerade in diesem Absatz 10 relativ deutlich herausgearbeitet worden, dass wir die Situation richtig beschrieben haben<sup>12</sup>. Und daraus resultierte dann natürlich auch in Absatz 30, dass wir gesagt haben, wir müssen nun auch natürlich situationsgerecht Verkündigung, situationsgerecht Akzentuierung des Glaubens rüberbringen und wollen auf diese Art und Weise eben nicht einen Text, der für Jahrhunderte gültig ist, sondern der übersetzt das, was vor Jahrhunderten geoffenbart worden ist, deutlich zu machen für unsere heutige Zeit, gerade in unserer spezifischen Problematik als Christen in der DDR, als Christen im Sozialismus<sup>13</sup>. Und wir haben dort drei Akzentsetzungen herausgearbeitet: Diese ‚Chance der kleinen Herde‘, dann ‚Im Einsatz Gottes‘ und als Drittes ‚Die Kraft der Hoffnung‘. Und auf diese drei Aspekte, diese drei Akzente hat sich dann auch das Weitere in ‚Glaube heute‘ gegründet. Wichtig scheint mir auch zu sein, dass wir da in Abschnitt 32 beispielsweise geschrieben haben: ‚Die katholische Kirche in der DDR ist eine Diasporakirche‘ und dazu die Erläuterung, dass also nicht Diaspora zu verstehen ist, wie das landläufig bis dahin im mehrheitlich katholischen Deutschland war, dass es Katholiken unter Evangelen sind, sondern dass es Christen, Katholi-

---

<sup>12</sup> Vgl. *Glaube heute*, S. 12.

<sup>13</sup> Vgl. *Glaube heute*, S. 20–21.

ken unter Nichtgläubigen sind. Das war also die Diasporasituation, die uns betrifft und die im Übrigen ja dieselbe ist, wie sie Paulus vorgefunden hat. Wir hatten dann weiter geschrieben: ‚Wir sind eine kleine Herde, deren Reichtum es ist, trotz ihrer Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heiles zu sein.‘<sup>14</sup> Und diese Geschichte mit der Diasporasituation und der auch kleinen Herde, ich denke, das ist auch etwas – und das, was sich jetzt daraus ergibt, was in der Nachfolge geschrieben ist –, was in dem einen oder anderen Aspekt vielleicht auch für unsere heutige Zeit, nicht nur für die Katholiken in den östlichen Bistümern, sondern ganz Deutschland bedenkenswert ist, welche Chancen sich daraus ergeben oder wie man in dieser Art und Weise mit diesem Kleinsein umgehen kann. Und die Schlussfolgerungen, die sich daraus ergeben, da haben wir unter anderem den Appell in Absatz 80 stehen – und das war für uns ganz wichtig, das war also auch so ein Punkt, über den wir sehr lange und zum Teil auch sehr kontrovers diskutiert haben: ‚Die Christen werden ermutigt, ihre Aufgaben und Dienste in der Hoffnung auf das Heil zu erfüllen. Sie sollen nach dem Maßstab des Evangeliums ihre Mitverantwortung für die Welt wahrnehmen und sich für Frieden und Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe einsetzen.‘<sup>15</sup> Auf dieses Wort, sie sollen auch unter unseren konkreten Bedingungen damals hier nach dem Maßstab des Evangeliums ihre Mitverantwortung für die Welt wahrnehmen, darauf kam es sehr vielen an. Das war eigentlich auch mit diese Erwartungshaltung, die vor der Pastoralynode da war, dass die einen sagten: Das kannst du nicht mitmachen, das kannst du vielleicht mitmachen und das kannst du gar nicht mitmachen. Dass also hier ein Punkt gefunden wurde zu sagen: Okay, wenn du das nach dem Maßstab des Evangeliums in deinem Gewissen vertreten kannst, dann ist das eine Sache, die du machen kannst. Das hat natürlich keine festen Grenzen gesetzt, sondern es gab immer noch unterschiedliche Ansatzpunkte für den Einzelnen. Der eine ist zum Beispiel in die Kampfgruppen eingetreten, obwohl er Katholik war, und ist dann Sonntags manchmal über den Acker gerobbt statt

---

<sup>14</sup> Vgl. *Glaube heute*, S. 21–22.

<sup>15</sup> Vgl. *Glaube heute*, S. 34.

über die Kirche zu gehen, weil da eben gerade so ein Übungstermin angesetzt war. Ich zum Beispiel bin lieber in die CDU eingetreten und habe, als man mich dann von Seiten meiner Betriebsparteiorganisation der SED – ich weiß nicht, ob Sie wissen, wie diese Strukturen waren – angesprochen hat: Du junger Kollege hier, Du kommst doch mit in die Kampfgruppe? Ich dann gesagt habe: Ne, das geht nicht. Kampfgruppe ist Schild und Schwert der Partei SED, ich bin aber in der CDU, ich kann doch nicht Schild und Schwert der SED sein, das geht nicht. Ich kann nicht in die Kampfgruppe gehen. Ich habe dann so einen Weg gewählt. Da könnte natürlich ein anderer wieder sagen: Wie kannst Du denn in so eine Blockflötenpartei wie die CDU gehen? Das kannst Du doch auch nicht machen. Es war natürlich immer noch Spielraum da, aber vom Grundprinzip die Aussage: Du hast Mitverantwortung wahrzunehmen als Christ für die Welt, aber richte Dich bitte am Maßstab des Evangeliums aus. Das war schon ein wesentlicher Fortschritt und eine belastbarere Aussage als das, was bis dahin so verschwommen im Raum stand und man nicht recht wusste: Was mach ich denn nun? Gehe ich zur Betriebsversammlung oder gehe ich nicht? Denn das Arbeitsleben spielte ja eine sehr viele größere Bedeutung und Realität als das heute im Prinzip der Fall ist.“ (Manfred Stierl)

Konfliktsituationen mit Bezug auf die FK 1 werden in den Interviews zwei benannt. Josef Göbel (geb. 1936) vom AKH berichtet, wie er mehrfach mit seinen Wortmeldungen zur „Neuinterpretation des Glaubens“ (Josef Göbel) in der Vollversammlung durchgefallen ist – „ich bin ja auch kein typischer Synodenvertreter, weil ich wirklich also diese Abstimmungsniederlage erlebt habe, also stark erlebt habe mit hohen Prozenten, wo ich wirklich mehrfach ans Mikrofon hintereinander muss“ (Josef Göbel).

Der nächste Konflikt ergab sich über das zweite Papier der FK 1 „Aspekte des Verkündigungsdienstes in der Gemeinde“, und zwar speziell über das erste Kapitel „Verkündigungsdienst als dialogischer Vorgang“<sup>16</sup>. Diesen Ausdruck wollte Kardinal Bengsch nicht aufneh-

---

<sup>16</sup> Vgl. *Aspekte des Verkündigungsdienstes in der Gemeinde*, in: BERLINER BISCHOFSSKONFERENZ (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoralynode der katholischen Kirche in der DDR*, Leipzig 1977, S. 65–67.

men. Hans-Joachim Meyer war an der Debatte beteiligt: „Wir hatten also unser ‚Glaube heute‘, ja, dann durch die Vollversammlung gebracht, aber wir hatten noch ein zweites Papier machen, Verkündigungsdienst, und da war zunächst mal der Ansatz der Gruppe, wir müssen das unter, wir müssen sehen, dass wir mit der sehr vielgestaltigen Welt und auch ob wir mit Vielgestaltigkeit in unseren eigenen Gemeinden zu tun haben. Wir brauchen differenzierte Verkündigung, da waren wir uns wirklich einig und dann war eine Situation, da sagte Aufderbeck, wir brauchen doch eine Einleitung dazu, das kann aber der Dr. Meyer schreiben und ich hatte den Einfall, sagte, differenziert, das klingt so technisch, man muss eher einen grundsätzlichen Ansatz haben und schlug dann vor: dialogische Verkündigung. Kam in der, in der Versammlung, in, in der Arbeitsgruppe auch durch, in der Fachgruppe, aber als wir damit dann in die Vollversammlung gingen, gab es da also härtesten Widerstand von Alfred Bengsch, da kommt dann wieder die Dialogbesoffenheit, und wir haben es durchgesetzt. Wenn Sie das Papier sehen am Anfang und jetzt dialogische Verkündigung.“ (Hans-Joachim Meyer)

Ulrich Werbs erläutert das Anliegen: „Das heißt, tief im Menschen schlummern die Fragen, die der Glaube beantwortet. Die Offenbarung Gottes also gewissermaßen eine Antwort auf die Fragen des Menschen. Und da hat meines Wissens der Kardinal Bengsch dagegen gehalten. Und gesagt hat: So einfach kann man das nicht sagen, denn dann wäre ja die Frage des Menschen der Offenbarung Gottes voraus. Erst muss die Frage da sein, sonst können wir ja gar nicht reden. Wir müssen aber damit rechnen, dass Gott offenbart hat, was Er will. Zumindest müssen wir diese Option offen lassen und können nicht sagen, Gott konnte uns nur das sagen, wofür wir eine Frage hatten. Woher hat der Mensch die Frage? Also hat er sie von seinem Schöpfer. Jetzt ist der Kreis wieder geschlossen. So denken wir heute. Damals, und ich glaube, es war zumindest eine Überlegung wert. Ich denke, Aufgabe der Verkündigung ist es, nach den Fragen zu suchen, die der Mensch hat, damit die Verkündigung weitergegeben werden kann. Denn sonst wird als theologisches System formuliert, was weitergegeben wird, und wir füllen nur Schubladen. Das kann ja wohl nicht sein. Aber damals der Kardinal wohl sehr gekämpft hat.“ (Ulrich Werbs)

Im Papier über den Verkündigungsdienst wurden die Diakonats-helfer erwähnt<sup>17</sup>, die für die verstreuten Diasporagemeinden der DDR eine wichtige Rolle spielten: „Der zweite Punkt war, das ging wesentlich von unserem Bischof Aufderbeck aus. Als ich in meine erste Pfarrkuratie kam, das war hier zwischen Erfurt und Weimar, da gab es dort ungefähr zweieinhalb Tausend Katholiken in sechzehn Dörfern. Wie sollten die sonntags zur Messe kommen? Und da hat der Bischof Aufderbeck gesagt: ‚Es muss sein, dass die Gemeinde sich sonntäglich versammeln kann.‘ Aber wir hatten nur umgebaute Ziegenställe oder Garagen oder solche größeren Räume. Das waren unsere Kapellen. Es sind ja innerhalb weniger Jahre über hundert Kapellen hier eingerichtet worden, die sind aber alle wieder weg, ja. Und wer soll dort hingehen? Wer soll den Gottesdienst leiten? Der Pfarrer darf maximal fünf, drei Gottesdienste halten, ja also. Und die Leute legten großen Wert darauf, dass sie einerseits eine Predigt hörten, das Wort Gottes, und sie legten auch großen Wert darauf, dass sie die heilige Kommunion empfangen konnten. Und da war dann die Idee von dem Bischof Aufderbeck: Wir müssen Leute ausbilden und fit machen, die in der Lage sind, von der Pfarrei in die Dörfer zu fahren, hier in der Diaspora – Eichsfeld haben sie das gar nicht kennengelernt –, und müssen dort eine sonntägliche Versammlung halten. Also alle Stationen, die hießen auch Stationsgottesdienste, und da eigentlich die Diakone dafür zuständig sind, die es aber nicht gab, hießen die Diakonats-helfer. Und die haben wirklich hervorragend gearbeitet, es fanden sich sofort Leute. Einer der bekanntesten Diakonats-helfer war einer, der hieß, der war Professor in Potsdam, der hieß Meyer, Hans Joachim Meyer“ (Hans-Reinhard Koch).

#### *4.3 Fachkommission 2: Ehe und Familie*

Kontrovers verliefen auch die Diskussionen um Ehe und Familie. Vorsitzender der Fachkommission war der Tontechniker Maximilian Tauscher aus Klein-Machnow: „Jedenfalls wurde ich auch Vorsitzender der Fachkommission Ehe und Familie, und in dieser Eigenschaft musste ich ja nicht nur die Sitzungen dann organisieren und auch

---

<sup>17</sup> Vgl. *Aspekte des Verkündigungsdienstes in der Gemeinde*, S. 72.

die Abrechnungen leisten. Die Fahrtkostenabrechnungen oder sonstige Kosten, die angefallen sind, die wurden dann bei mir zunächst abgerechnet und ich habe die Abrechnungen dann an die Zentrale zu Pfarrer Grande geschickt. So, und ich kann nur sagen, wenn man das praktische Handeln, der erste Entwurf, der dann irgendwie mal zusammengeschrieben wurde von einem unserer Mitstreiter in der Fachkommission – das blieb ja dann nicht bei diesem Text, sondern die Stellungnahmen der Fachkommissionsmitglieder lagen dann in Papierform, Schreibmaschinengeschrieben, richtiggehend mit Kohlepapier geschrieben, wie das eben damals so möglich war – also 73 bis 75 war die Zeit ja –, so dass das wichtigste Arbeitsmittel für uns in der Fachkommission eigentlich die Schere und der Klebstoff war, so dass die einzelnen Änderungen oder noch mit handschriftlich ergänzt ... Daraus wurde dann teils von mir, teils von anderen ne Neufassung geschrieben. Das auf der [...] Schreibmaschine. Und wir haben miteinander uns aus der jeweiligen Lebenssicht, Glaubenssicht halt um die verschiedenen Formulierungen gerungen. Das ist so, je nachdem wie prinzipiell man die Aussage – welches Verständnis habe ich vom Menschen oder welches Bild des Menschen prägt mich eigentlich? Es gibt ja nun unterschiedliche Sozialisationen der Einzelnen. Es war spannend in der Fachkommissionsarbeit, andererseits natürlich auch sehr anregend, wobei die nächste Etappe, als dann schließlich diese Entwürfe an alle Synodalen gingen, auch die Bischöfe, dann natürlich der Rückstrom war. Also: was habt Ihr Euch da gedacht? Das ist zu unterbelichtet, das kann man nicht so sagen.“ (Maximilian Tauscher)

Zur Kommission gehörten fünf Frauen, zwei verheiratete Männer und zwei Priester. Hildegard Franck war Ärztin, „eine sehr engagierte Frau. Die war eine Mutter von sieben Kindern und lebte nun in dieser Problematik Jugend, Kinder.“ (Maria Kubitz). Jung verheiratet mit einem Kind war Regina Freitag (geb. 1942). Ilse Chrosczcz (1921–2015) hatte vier erwachsene Kinder, Bertin Effmert drei Kinder. Elke Witzel (geb. 1944), verheiratet und ein Kind, war gelernte Säuglings- und Kinderkrankenschwester. Maria Jänchen war als Oberärztin für Gynäkologie und Geburtshilfe mit dem Thema beruflich vertraut. Zwei Priester waren dabei: Helmut Geiger (geb. 1925), „der hat auch gekämpft und zwar der ist so sozial für behin-

derte Menschen“ (Hans-Reinhard Koch), „ein Oratorianer, der hat sich sein Leben lang gekümmert um Ehepaare, um Familien, um Jubiläen auch, eingeladen immer wieder zu den Jubi-, zu den Silberhochzeiten und so weiter, also hat die begleitet praktisch die Eheleute sein Leben lang. Also der hatte dann seine eigenen praktischen Beobachtungen gemacht in seiner Zeit und seine praktischen Schlussfolgerungen daraus auch gezogen und konnte da also oft aus dem Vollen schöpfen.“ (Maria Jänchen) Für moraltheologische Fragen war Karl-Heinz Ducke (1941–2011) zuständig, in der Wendezeit Moderator des Runden Tisches in Berlin, damals Regens in Erfurt und später Pfarrer in Jena.

„Wir hatten auch mal gelegentlich den Professor Ernst mit bei bestimmten Fragen, der der weiteren Durchdringung, sagen wir mal, da gab es, glaube ich, auch Tendenzen, als ob wir auf der Synode definieren sollen, was Sünde. Und das berührt gerade das geschlechtliche Leben. Da gab es durchaus solche Tendenzen, dass wir zu definieren hätten – nicht von den Bischöfen gefordert, sondern von Synodalen, die meinten, das müsse dann doch auch erklärt werden. Und das haben wir nicht gemacht, weil es gar nicht unser Amt war, Zuständigkeit. Und insofern war das doch eigentlich eine Übereinstimmung in sehr wesentlicher Glaubensfundierung auf der einen Seite und andererseits aber auch der Durchdringung des gesamten Lebens durch die christliche Einstellung.“ (Maximilian Tauscher)

Sigrid Mayerhofer (1926–2012) war Ärztin und „sie hatte sich direkt rausgezogen aus ihrer ärztlichen Arbeit und lebte nun nur noch für die kirchliche Arbeit“ (Maria Kubitz). Mayerhofer gehörte mit ihrem Mann der Fokolare-Bewegung an, die über italienische Ärzte in die DDR gekommen war. In ihrem Haus in Leipzig traf sich die Fachkommission für gewöhnlich.

Zwei Vorlagen brachte die FK 2 ein: „Vorbereitung auf die Ehe“ und „Akzente christlichen Lebens in Ehe und Familie“. Dietmar Bartel konstatiert „sehr konträre Meinungen von Seiten der Kleriker und der Leute, die aus der Praxis kamen, die Ärzte und Familienväter zum Teil auch“ (Dietmar Bartel).

Für die Ehevorbereitung legte die Pastoral synode Eckpunkte fest: „Ja, eigentlich war alles immer spannend. Zum Beispiel das Thema

„Die Vorbereitung auf Ehe und Familie“<sup>18</sup>, da habe ich auch noch in Erinnerung, dass wir da sofort, das wurde verpflichtend gemacht. Für unsere Diözesen hat jeder Bischof für sich, musste ja jedes Papier extra in Kraft setzen. Das ist auch geschehen und da war da drin, dass die Brautleute, die sich zur Ehe anmelden, einen Ehevorbereitungskurs mitmachen sollten, weil das in der Pfarrei oftmals nicht so gründlich war. Und das ist eigentlich bis auf den heutigen Tag noch üblich. Es gibt also vom Seelsorger organisiert Ehevorbereitungskurse, da macht ein Priester mit, da macht ein Ehepaar mit, da machen dann Ärzte mit, so dass und die sind dann unter sich und dann können die alles, was sie bereden wollen, auch bereden. Das hat sich also bis auf den heutigen Tag durchgehalten, wobei es immer wieder, heute sind wir schon froh, wenn sie überhaupt noch heiraten. Das ist hier schlimm. Und aber es gibt auch die, die selbst Wert darauf legen einen solchen Kursus mitzumachen und die sind über das Bistum verteilt und da tauschen wir uns aus, wenn für das Brautpaar jetzt kein Kurs ist, nachfragen im Nachbarbistum und das ist also, da kann ich mich sehr gut darauf besinnen.“ (Hans-Reinhard Koch)

Die Kontroversen um die Empfängnisverhütung werden in der Erinnerung personalisiert: „Also zum Beispiel eine authentische Einschätzung der Empfängnisverhütung, dann um den Wunsch konfessionsverschiedener Ehen, das war ja damals auch noch, also da war zum Beispiel: ‚Wenn wir diesen Wunsch nicht äußern, so fallen wir sicher in Rom auf‘, hat Kockelmann gesagt, und der Herr Bengsch hat gesagt: ‚Ich kann diesen Wunsch nicht vertreten.‘ Er kann es nicht und er hat nicht das Recht dazu, das zuvor. Da hat ein, ein anderer Mann gesagt: ‚Herr Kardinal, sind Sie bereit, in den nächsten 10–15 Jahren diesen Wunsch mitzutragen?‘ Und da hat er gesagt: ‚Ich will bei der verlorenen Schlacht stehen, aber ich unterschreibe dies nicht.‘ Und ein Pfarrer hat dann reingeworfen: ‚In der Praxis wird es sowieso gemacht.‘ Das war, also es war, es war wirklich lebendig, es wurde um, um Dinge gerungen, ja, und das war ein,

<sup>18</sup> Vgl. *Vorbereitung auf die Ehe*, in: BERLINER BISCHOFSSKONFERENZ (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoralynode der katholischen Kirche in der DDR*, Leipzig 1977, S. 156–176.

ein wirklicher Prozess des Aufwachens.“ (Dietmar Bartel). Sigrid Mayerhofer fügte beim Stichwort Familienplanung immer das Adjektiv „natürlich“ hinzu. Regina Freitag konterte: „Aber das weiß ich wirklich noch sehr genau, dass wir ihr Widerpart gegeben haben: Es kann nicht jede Frau, wenn sie schon drei oder vier Kinder hat, diese Planung so durchführen, wie Sie das vorstellen. Morgens messen, nicht vorher aufstehen, der Mann macht alles, der Mann geht zur Arbeit, der muss zur Schicht, die Kinder sind da, das geht alles gar nicht so – haben wir ihr also wirklich sehr hart gesagt. So haben wir uns in der Kommission schon mal ausgetauscht und hatten, glaube ich auch, den Konsens dann gefunden von diesen Verantwortlichen, von denen ich jetzt auch sprach, dass wir das nicht so dezidiert reinbringen, nur diese eine Möglichkeit der Familienplanung, sondern haben sehr bewusst – fällt mir jetzt ein – über verantwortete Elternschaft gesprochen. Also das war unser wichtiges Thema schon in der Kommission und haben dann aber auch in den Vollversammlungen erlebt und auch aus den Zuschriften der Gemeinden, dass das richtig war mit der, einfach von verantworteter Elternschaft zu sprechen.“ (Regina Freitag). Die Bezugnahme auf die Enzyklika „Humanae vitae“ spielte eine geringere Rolle gegenüber der durch das Konzil vorgegebenen Gewissensentscheidung: „Ich glaube, wir haben einfach gesagt, wie wir denken. Wir wollten ja nicht an der Lehre der Kirche vorbei denken oder vorbei formulieren aber wir haben das dann in dieser Struktur nach den Leitsätzen, Appelle, haben wir das versucht, irgendwie mit reinzubringen, dass die Eltern Verantwortung tragen und die Gewissensfreiheit aus dem Konzil haben wir da irgendwie mit rein gedacht und rein gebracht, glaube ich.“ (Regina Freitag)

Der Umgang mit Menschen, deren Ehe zerbrochen war, hatte im DDR-Kontext eine besondere Färbung: „Zu DDR-Zeiten war es ja oft so: Die jungen Leute kamen in der 10. Klasse aus der Schule. Dann haben sie drei Jahre eine Berufsausbildung gelernt und waren mit 19 Jahren, ja standen sie da. Ja, was machen wir jetzt mit unserem Leben? Wir haben ja nichts weiter. Also haben sie sich umgeschaut nach einem Partner und haben mit 19 Jahren oder 20 Jahren geheiratet. Und haben dann sehr oft erkannt: Nee, es war ja doch ein bisschen noch, da habe ich mich doch sehr getäuscht. So dass nach

kirchlichem Eherecht man sehr oft feststellen konnte: Sie waren im Grunde genommen noch gar nicht richtig frei für diese Entscheidung, weil sie noch zu sehr belastet waren von anderen Dingen. Und oft war ja auch noch die Vorstellung, da ist ein Kind unterwegs, und da hieß das ja landläufig: Ihr müsst heiraten. Dass dieser Zwang auch noch da war, so dass man da immer sagen konnte: Diese Ehen kommen durch. Also, es war schon eine Sorge in dieser Gemeinde, da zu helfen. Und vor allem wenn man dann viele erlebte, die so ganz treu mitarbeiteten, ganz regelmäßig zum Gottesdienst kamen, aber auch: Nein, ich maße mir nichts an, was die Kirche verboten hat – dann auch nie zu den Sakramenten gingen. Das tat schon dem Seelsorger weh.“ (Bertram Vogt)

Eine Lösung bot sich an durch Ehe- und Familienkreise in den Gemeinden: „Ich weiß nicht, ob es in den westdeutschen Bistümern damals schon so etwas gab wie Familien- und Ehekreise, die wir eigentlich schon seit den 60er Jahren in den meisten ostdeutschen Gebieten hatten und von denen wir hier noch mal sehr deutlich gesagt haben: Das ist es. Ihr müsst also innerhalb der Gemeinde versuchen, in möglichst vielen Gruppen zusammenzukommen. Wir kennen ja keine Verbände und so was Derartiges, was es im Westen von Anfang an gab, bis hin zu den einzelnen Ding und so weiter. Und dieser Schlüssel – ich glaube, es war der spätere Bischof Aufderbeck, der diese im Wesentlichen mitgegründet hat, diese Familienkreise, der war also zu der Zeit Seelsorgeamtsleiter in Magdeburg ursprünglich, bevor er nach Erfurt ins Bistum ging. In diese Familienkreise und Ehekreise versucht Ihr eben alles einzupacken, was Ihr in der Gemeinde aufgreifen könnt. Das ist wichtig und das hat uns, glaube ich, auch sehr geprägt, genau diese meine Generation, dass wir da also Zusammenhalt gefunden haben und auch Probleme besprechen konnten, die ja mitunter in der Predigt nicht so angegangen werden konnten oder bei denen man nicht so richtig wusste, wie wir da weitergehen können, einschließlich Pille und der anderen Dinge mehr.“ (Manfred Stierl)

Mit einem gewissen Stolz weist Manfred Stierl auf alle Einzelthemen hin, die im „Akzente“-Beschluss verarbeitet wurden und bis in die Gegenwart aktuell bleiben: „Wissen Sie eigentlich auch, dass wir damals schon sehr auf die Probleme Mischehe hingewiesen

haben im Absatz 28<sup>19</sup>? Und die Absätze 53 bis 59 ‚Verantwortete Elternschaft‘, die ja nun versucht haben, ‚Humanae vitae‘ zu übersetzen auf die Bedingungen, die es in der DDR gab, auf die Erwartungen, die es in der DDR gab, ja zu übersetzen<sup>20</sup>. Die klare Aussage gegen die Abtreibung, die ja staatlich gefördert wurde, ist eben auch wichtig in dem Absatz 61<sup>21</sup>. Und dann kommt dieser ganze Komplex der Appelle und Hinweise, von 74 angefangen bis 98, der auch heute wieder und nach wie vor zur aktuellen Problematik der geschieden Wiederverheirateten befasst<sup>22</sup>. Das war auch damals gerade in unserer nicht-christlichen Umwelt ein erhebliches Problem. Ich denke, das, was wir damals formuliert haben, das hat eine gewisse Gültigkeit nach wie vor.“ (Manfred Stierl)

#### 4.4 Fachkommission 3: Gemeinde

Über die Mitglieder der FK 3 erzählt Ulrich Werbs: „Bei mir in der Kommission – ich war Berichterstatter von der Kommission III, also die ‚Diakonie in der Gemeinde‘<sup>23</sup> und ‚Ordnungen und Dienste im Leben der Gemeinde‘<sup>24</sup> –, da war Heinrich Theissing mit dabei. Ich war der Sprecher der Gruppe. Vorsitzender war Leo Nowak. Da war ein Bischof, der saß eben als einfaches Mitglied und hat seine Hausaufgaben immer zuverlässig gemacht. Ich musste ja Hausaufgaben verteilen: Wer macht was, was dann erarbeitet sein muss? Und der Bischof Theissing war immer der, der es fertig hatte. Doch, das war schon tief beeindruckend, wie diese Bischöfe doch auch mit uns verbunden blieben und nicht abgesetzt waren von uns. Das war schon

---

<sup>19</sup> Vgl. *Akzente christlichen Lebens in Ehe und Familie*, in: BERLINER BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoralynode der katholischen Kirche in der DDR*, Leipzig 1977, S. 189.

<sup>20</sup> Vgl. *Akzente christlichen Lebens in Ehe und Familie*, S. 196–200.

<sup>21</sup> Vgl. *Akzente christlichen Lebens in Ehe und Familie*, S. 201–202.

<sup>22</sup> Vgl. *Akzente christlichen Lebens in Ehe und Familie*, S. 207–213.

<sup>23</sup> Vgl. *Diakonie der Gemeinde*, in: BERLINER BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoralynode der katholischen Kirche in der DDR*, Leipzig 1977, S. 37–61.

<sup>24</sup> Vgl. *Dienste und Ordnungen im Leben der Gemeinde*, in: BERLINER BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoralynode der katholischen Kirche in der DDR*, Leipzig 1977, S. 102–133.

eindrucksvoll, ja.“ (Ulrich Werbs). Günter Sandfort ergänzt: „Da war auch eine Frau Dr. Richter aus Leipzig mit drin und dann der Professor Reindl aus Erfurt, Alttestamentler.“ (Günter Sandfort)

Leo Nowak (geb. 1929) war zur Zeit der Synode Pfarrer in Stendal und wurde 1975 Leiter des Seelsorgeamts Magdeburg. Seit 1990 war er Apostolischer Administrator und später Bischof von Magdeburg. Heinrich Theissing (1917–1988), „einer von den zurückhaltenderen“ (Manfred Stierl), „der die Synode sehr positiv gewertet und begleitet hat, hat also schon einmal bei der Auswahl der Synodalen zugesehen, dass das wirklich eine echte Wahl gewesen ist, dass die Leute von den Gemeinden oder von den entsendenden Gremien gesandt wurden“ (Norbert Werbs). Norbert Werbs (geb. 1940) war seit 1973 Apostolischer Administrator von Schwerin. Unmittelbar nach Abschluss der Synode wurde Theodor Hubrich (1919–1992) zum Weihbischof von Magdeburg geweiht.

Berater der Fachkommission war Günter Sandfort. „Und dann war ein Herr Becke aus Dresden, der sehr gut verbunden war mit dem Dieter Grande, dem Sekretär der Synode. Und wir bekamen ja dann den Auftrag, einen, zuerst das Papier ‚Diakonie‘, einen Vorschlag dafür zu verfassen. Und da hatten Becke und ich, wir sollten das schon mal vorarbeiten, mussten nach Dresden fahren und mit ihm da was zusammen überlegen. Und Grande hatte wohl schon Vorarbeiten geleistet. Da haben wir alle da ein Papier zusammengestellt. Das wurde dann noch häufig aber verändert, nicht. Das war ja nur eine Vorlage. Das weiß ich noch, dass wir am Anfang der Fachkommission einen Auftrag da hatten in Dresden, dieses Vorpapier, so hieß das ja dann erstmal, verfasst haben.“ (Günter Sandfort) An den Beschluss „Diakonie der Gemeinde“ erinnert sich Sandfort: „Und man sieht auch, wenn man da reinguckt, da ist noch viel Erläuterungen und es wurde uns dann auch noch deutlich gesagt: ‚So dürfen aber eigentlich auf Dauer hier die anderen Papiere nicht aussehen. Das muss ein eindeutiger Text sein.‘ Wenn Sie da auch mal nachgucken, da sind viele Erläuterungen, Erklärungen noch. Das war zu groß, das hatte zu viele Wörter wahrscheinlich. Das sollte sich mehr konzentrieren. An einer Stelle habe ich mich mal zu Worte gemeldet, da erinnere ich mich noch. Es hieß, dass jede Gemeinde eine Arbeitsgruppe ‚Caritas‘ haben sollte. Und dabei wurden aber die kleinen Ge-

meinden rausgenommen. In jeder großen Gemeinde sollte eine, ich weiß nicht mehr wie das hieß, Caritas-Gruppe. Und da habe ich mich gemeldet und gesagt, man sollte doch sicher auch in den kleinen Gemeinden versuchen, dass zwei, drei Leute da sind, die diese Anliegen der Diakonie in der Gemeinde vor Ort noch aufgreifen und sehen, was zu tun ist. Und die Kommission wollte das nicht und da habe ich mich in der Synode dann zu Wort gemeldet und dann wurde das auch geändert.“ (Günter Sandfort)

Viele Änderungsvorschläge mussten eingearbeitet werden, auch noch in der Vollversammlung: „Natürlich war das einigen auf die Dauer fast schon zu viel, aber ich habe mir speziell gemerkt, als wir dann im März 74, aber das ist auch woanders noch festgehalten, uns da getroffen haben und da ging es vor allen Dingen um Diakonie in der Gemeinde, war ja nun auch eine Aufgabe oder diese Änderung betraf ja sehr, sehr viele Gläubige, die Diakonie in der Gemeinde, wie die durchgesetzt werden sollte und da gab es vor der zweiten Lesung 202 bei der Abstimmung, das weiß ich noch, 202 Eingaben aus der Vollversammlung heraus und wenn Sie überlegen, aus den Gemeinden hatte die Fachkommission auszuarbeiten, unterzubringen irgendwie, Änderungsvorschläge von 587, das ist natürlich eine Breite ja, die für die Fachkommission unwahrscheinlich war.“ (Adelheid Meinhardt)

Das zweite Papier der FK 3 handelte von „Dienste und Ordnungen im Leben der Gemeinde“. „Also die Themen, an die ich mich besonders erinnere, ist die Einrichtung von Pfarrgemeinderäten, Dekanatsräten, Bistumsräten und kontrovers war dabei immer die Rolle des Pfarrers, was ja dann zum Stehen kam mit der Festlegung Veto-Recht des Pfarrers. Also Gemeinderat kann schon viel tun, aber eigentlich ist es nur beratendes Organ. Also Demokratie ist im Prinzip nicht möglich. Aber das war für uns schon damals auch ein Fortschritt und die meisten, bei uns gab es, glaube ich, nicht so diese Konfrontationen zwischen Klerus und Gemeinde, zwischen Laien und Priestern. Und da beruhte das schon auch auf Vertrauen, dass man daraus etwas machen kann.“ (Heinz Kitsche)

Aus der Ecke des AKH kam der Vorschlag, Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand zusammenzubinden: „Aber ein Thema war auf der Synode zum Beispiel auch ein Antrag, ob ich den gestellt habe, weiß

ich nicht, aber er kam aus unserer Gruppe. Wir wollten Pfarrgemeinderat und Gemeinderat und Kirchenvorstand zusammenbinden. Wir sagten, was soll dieses, was soll diese Doppelung? Da haben sie immer mit dem alten Konkordat argumentiert, wenn es mal wieder anders, das haben sie nie dazu gesagt, sondern immer gesagt, da war die Rücksicht vielleicht auf die Stasi. Sowas wurde natürlich nie gesagt, weil ich jetzt sage, wenn es mal anders kommt, wir warten, bis es anders kommt, sondern wir müssen berücksichtigen, wir können nicht an diesen Strukturen was ändern, weil das das ganze Staat-Kirchen-Verhältnis ändern würde, wenn wir solche Kleinigkeiten wie zum Beispiel die Zuständigkeit, dass es einen Kirchenvorstand gibt, der für die Finanzen zuständig ist, wenn das auf einmal ausgehebelt würde, was den DDR-Staat im Kern eigentlich nie interessiert hätte. Aber es gab ja auch Dotationsvereine, zum Beispiel Magdeburg Sebastian hat auch zu DDR-Zeiten immer Geld vom Staat bekommen wie andere Gemeinden auch, wo alte Staatskirchenverhältnisse wirkten. Das gab es auch zu DDR-Zeiten und damit hat man argumentiert, da ist immer der Partner der Kirchenvorstand, als die juristische Finanzperson gewissermaßen. Unsere Argumentation war, wenn wir nicht Kirchenvorstand und Pfarrgemeinderat zusammenbinden, ist der Pfarrgemeinderat am Ende immer in der schwächeren Position, weil er über das Geld nichts sagen kann und deshalb ist es sowieso nur ein Quatschgremium. Das war zum Beispiel wirklich ein Synodenthema, was abgelehnt wurde und wofür Bengsch, aufgrund seiner eloquenten Argumentation immer die Mehrheit bekam. Die Mehrheitsverhältnisse, die waren binnen kurzem so festgelegt, dass eigentlich das alles immer so zum Spaß Opposition fast wurde, was wir beantragt haben. Also es wurde zur Kenntnis genommen und Abstimmung und die Abstimmung war gut sortiert worden vom Genossen Grande“ (Josef Göbel). Dennoch bot die Neu-einrichtung von Pfarrgemeinderäten die große Chance zur Einbindung junger Leute in die Gemeinden: „Wir hatten [...] nach dem Konzil und nach unserer Pastorsynode die Frage der Pfarrgemeinderäte. Es gab dann in jedem Dorf, in jeder Pfarrei einen Pfarrgemeinderat, und der musste ja gewählt werden. Und da haben die Katholiken gelernt wie das geht mit dem Wählen. Das war ein großer Vorteil, dadurch sind in unseren Pfarrgemeinderäten junge

aktive Leute gewesen. Bei den Gemeindegemeinderäten in der evangelischen Kirche waren das meistens alte Leute, denn das, da hatte sich die Geschichte mit den Gemeinde-, wie hießen die, Gemeindegemeinderat nicht so erneuert. Und das war bei uns hier neu, Pfarrgemeinderäte gab es nicht, insofern war das eine Chance und dadurch kamen junge Leute, engagierte Leute in die Pfarrgemeinderäte.“ (Hans-Reinhard Koch)

Auf diese und einige weitere Punkte macht Manfred Stierl aufmerksam: „Das war für mich zunächst zwar weniger bedeutsam, aber auch da würde ich lieber sagen: In dem Kleingedruckten ist manchmal die Würde zu erkennen. Für uns auf dem Gebiet der östlichen Jurisdiktionsbezirke wurde damals auf der Synode eigentlich der Gemeindeferent oder Pastoralassistent oder so was in der Richtung geboren. [...] Da stand also eine Seelsorgehelferin, wie sie damals sich noch nannten, da vorne und sagte: Wissen Sie, liebe Bischöfe, wie das ist, wenn ich auf dem Einwohnermeldeamt oder irgendwo stehe und die fragen mich nach meinem Beruf, und ich sage Seelsorgehelferin, dann gucken die mich an und fragen, was ist denn das? Können Sie nicht mal irgendwas, eine andere Begriffsbezeichnung dafür bringen? Das ist also die Geburtsstunde, zumindest für uns auf diesem Gebiet hier gewesen. Ist ja nichts anderes als übersetzt Pastoralassistent, ist fast die wörtliche Übersetzung von Seelsorgehelferin, aber es klingt doch schon mal ganz anders und es klingt eben nicht so nach jemand, der also wirklich nur hilft, sondern der wirklich auch was bewegt. [...] Oder was für damals sehr brennend war, das Problem der laiierten Priester, zu der die Synode dann in 37, 38 auch einiges ausgeführt hat<sup>25</sup>. Und wir haben dann auch wieder herausgearbeitet, wie wichtig es ist, möglichst viele Gruppen innerhalb der Gemeinde zu bilden, also nicht nur diese Ehe- und Familienkreise, damit also diese anonyme Gemeinde, die ja damals noch relativ groß war, da also persönliche Beziehungen aufgebaut werden, dass man sich im Kleinen austauschen kann und anderes mehr. Und in diesem Papier, da ist dann auch unter 70 mit drin, dass die – das ist also auch ein positiver Aspekt der Synode –, dass die etwas unterschiedlichen Ordnungen für die Pfarr-

---

<sup>25</sup> Vgl. *Dienste und Ordnungen im Leben der Gemeinde*, S. 116.

gemeinderäte in den einzelnen Jurisdiktionsbezirken verallgemeinert werden sollten<sup>26</sup>. Es gab also manche, da war der Pfarrer Vorsitzender des Pfarrgemeinderates und der gewählte Laie war der Stellvertreter. Andere hatten also schon diese heutige Variante, dass der gewählte Laie Leiter, Vorsitzender des Pfarrgemeinderates ist. Und solche Dinge, die also dann vereinheitlicht wurden auf der Grundlage der Synode.“ (Manfred Stierl)

#### 4.5 *Fachkommission 4: Ökumene*

Klaus Appenroth, der nach einem vergeblichen Anwerbeversuch durch die Stasi nach der ersten Vollversammlung zur NVA eingezogen wurde, begrüßte den Wechsel im Vorsitz der Fachkommission: „Ich bin in die Ökumenegruppe gewählt worden oder bin reingegangen und dort zunächst als Vorsitzender gewählt worden in der Ökumenegruppe. Allerdings war das meine erste und letzte Tat, weil unmittelbar danach bin ich ja dann zur Armee einberufen worden, was nicht so schlecht war. Mein Nachfolger war kein billiger Ersatz, später Kardinal Sterzinsky, der die Position als Vorsitzender der Ökumenekommission eingenommen hat und ich denke, er hat das viel besser machen können, die Position wahrnehmen können, als ich das hätte machen können, weil er kannte auch die ganzen Hintergrundinformationen. [...] Und als jemand, der lange Zeit eine große Ortsgemeinde geleitet hat und das Thema, was uns dann so ein bisschen nahegelegt worden ist, Ökumene auf Ebene der Ortsgemeinde, da war er absolut richtig dafür. Ich hab Details vergessen, weil ich auch nicht dabei war. Ich habe nur dann gehört, dass er ganz massiv gegen die Bischöfe geschossen hat später, die versucht haben, in die Arbeit dieser Arbeitsgruppe einzugreifen und Informationen zurückzuhalten. Und da war er natürlich auch in einer ganz anderen Position, als ich das als Studentenvertreter gewesen wäre. Insofern war der Wechsel nicht gerade im Interesse des Staatssicherheitsdienstes, aber aus der gesamten anderen Arbeit bin ich natürlich dadurch rausgefallen später.“ (Klaus Appenroth)

---

<sup>26</sup> Vgl. *Dienste und Ordnungen im Leben der Gemeinde*, S. 125.

Zur Kommission gehörte neben dem Dresdener Bischof Schafraun auch einer der Bartel-Brüder, die alle drei Synodale waren. Wolfgang Bartel erzählte von den lebensgeschichtlichen Hintergründen, die ihn zum Thema Ökumene geführt haben: „Ich habe eine ökumenische Lebensgeschichte. Also das heißt meine Mutter, meine Großeltern mütterlicherseits waren beide katholisch in Böhmen und sind, als sie geheiratet haben aus Protest gegen die, ich sage immer, böhmisch-katholische Kirche lutherisch geworden. Und meine Mutter ist aber, als sie geheiratet hat, hat einen katholischen Mann kennengelernt, wieder katholisch geworden. Und wir mussten dann, also sind Umsiedler und sind dann nach Erfurt gekommen und haben dann dort in einer Zweieinhalbzimmer-Wohnung mit den Großeltern gewohnt. Und am Sonntag gingen die beiden in die lutherische, evangelisch-lutherische Kirche und wir gingen in den Erfurter Dom. Und beim Mittagessen wäre es nicht sehr sinnvoll gewesen, sich konfessionell zu bekämpfen. Also wir haben uns gegenseitig, von daher haben wir von Anfang an eine Respekt- und Hochachtung vor der anderen Konfession“ (Wolfgang Bartel).

Inhaltlich – Ökumene „auf dem niedrigsten Niveau gehalten“ (Gerhard Rode) – stand die „Ökumene im Bereich der Gemeinde“<sup>27</sup> im Vordergrund, „eben, wie wir zusammenarbeiten können in den Gemeinden, aber auch doch schon in Hinsicht auf: Wie kann Ökumene in der Gemeinde verwirklicht werden mit Genehmigung, sagen wir mal, der Diözese? Also es war nicht nur Ortsgemeinde, es war natürlich diözesan untermauert“ (Joachim Vogt). Zwei Schwerpunkte hatte die Arbeit der Kommission. Zum einen ging es um ökumenische Gottesdienste am Pfingstmontag: „Wir hatten uns sehr bemüht, am Pfingstmontag es zu erreichen, dass der Besuch eines ökumenischen Gottesdienstes am Pfingstmontag als Erfüllung des Sonntagsgebotes gilt. Da haben wir sehr darum gekämpft. Denken Sie mal, was heute überall passiert. Wir haben das in letzter Konsequenz nicht durchgesetzt. Da ist eine Anfrage nach Rom gekommen – und jetzt muss ich mal ein bisschen, das eine negative

---

<sup>27</sup> Vgl. *Ökumene im Bereich der Gemeinde*, in: BERLINER BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoralynode der katholischen Kirche in der DDR*, Leipzig 1977, S. 134–154.

Erfahrung für mich – und die Anfrage nach Rom ist aus meiner Sicht so gegangen, dass man in Rom angefragt habe, ob prinzipiell der Besuch eines ökumenischen Gottesdienstes die Erfüllung des Sonntagsgebotes zur Folge hat, was wir nie vorhatten. Es ging uns nur um den Pfingstmontag, der in Rom gar kein Feiertag ist. Das war eigentlich ein bisschen für die Fachkommission eine Enttäuschung, dass das abgelehnt wurde, vielleicht auch von den Bischöfen in der Pastorsynode, das weiß ich nicht, und es ist nicht gut nach Rom weitergeleitet worden. Aber das ist nicht sicher. Es kann auch sein, dass es Rom auch abgelehnt hätte, wenn es nur auf den Pfingstmontag bezogen wäre. Gut, manche haben das dann mit ihrem Gewissen so vereinbart, dass sie das entschieden hatten. Uns ging es eigentlich um ökumenische Kontakte, um ein ökumenisches Zeichen, das wir setzen wollten im Hinblick auf die evangelische Kirche, dass wir an Pfingstmontag einmal mit ihnen zusammen einen ökumenischen Gottesdienst feiern.“ (Joachim Vogt)

Über ein zweites Streitthema, nämlich die gegenseitige Teilnahme bei besonderen Anlässen, berichtet wieder Joachim Vogt: „Ich hatte eine Auseinandersetzung mit Kardinal Bengsch von Pult zu Pult. Ja, das war so. Man musste sich dann vorne melden: Vogt 128. Ich hatte die Nummer 128. Und da ging es um folgendes Problem: Wir hatten die Bitte geäußert, dass doch die Synode darüber nachdenken möchte, oder die Bischöfe. Wenn eine konfessionsverschiedene Ehe stattfindet, die ich in der eigenen Familie auch habe, und der evangelische Partner ein positives Eucharistieverständnis hat, wenn ich das einmal vorsichtig so formulieren will, dass er dann an diesem einzigen Tag, nämlich am Tag der Eheschließung, vielleicht, gegebenenfalls, unter Prüfung des Geeignetseins, die heilige Kommunion empfangen darf. Das war schon durch in der Synode. Das war schon durch und war genehmigt. Und da hat Kardinal Bengsch, da muss ich ihm nun auch das ein bisschen sagen, hat Kardinal Bengsch dann, als wir schon bei der nächsten Beschlussvorlage waren, noch einmal Einspruch gegen diesen Punkt, der schon vorher abgeschlossen war, erhoben und hat gesagt – ich musste seine Begründung anerkennen – er hat gesagt: Er möchte mit dem Sakrament der Eucharistie, möchte er keinerlei Experimente machen. So ähnlich hat er es formuliert. Und ich habe das akzeptiert, obwohl es natürlich

wie ein kleiner Granateinschlag in der Synode war, als er das damals gemacht hatte.“ (Joachim Vogt)

Vom Gesamteindruck her sagen die Interviewpartner, dass im Ökumene-Papier viele Selbstverständlichkeiten ausgesagt seien, der Wert jedoch darin liege, dass das Miteinander der Christen vor Ort als integraler Bestandteil der Pastoral anerkannt worden sei: „Da würde ich mal sagen, das waren ziemliche Selbstverständlichkeiten, aber Ökumene war ja vielfach in den Gemeinden, ist es bis heute auch noch, möchte ich sagen, so das Anliegen bestimmter Pfarrer, bestimmter Personen, ja. Und manche haben damit weniger am Hut und manche mehr. Aber wenn das jetzt in so einem Dokument festgehalten wird, dann wird halt deutlich, das gehört zu unserer Pastoral dazu, dass wir diese Dinge machen, ja. Das ist mit allen Vorschlägen, die dort gemacht worden sind, dass das eine Sache der ordentlichen Pastoral ist, und von daher war es, ja, eine Bestandsaufnahme auch selbst Selbstversicherung über den Weg, den wir zu gehen haben. Und dass durch diese Raffung jeder auch ein Stückchen sehen konnte, das ist unser Weg und da fehlt bei mir vielleicht manches und um dieses müssen wir uns mehr bemühen.“ (Richard Rupprecht). Aus der Erfahrung eines Dekans heißt das: „Also, bei den pastoralen Anweisungen kommt beim Stichwort Ökumene eine pastorale Anweisung: ‚Einmal im Jahr ist ein ökumenischer Gottesdienst zu halten, wenn der evangelische Pfarrer dazu bereit ist.‘ Und das kann man ja auch erfragen bei einer Visitation: Wie steht ihr dazu?“ (Michael Ulrich)

#### 4.6 *Fachkommission 5: Beruf und Welt*

Gerhard Rode erinnert sich an „Mitglieder der Fachkommission, die diese Arbeit wesentlich mitgetragen haben, der Berichterstatter zum Beispiel für Einsatz des Christen für Frieden und Versöhnung, der damalige Stadtdechant Diefenbach, der heute in Heiligenstadt lebt, oder Frau Dr. Ruth Kölblin aus Jena, die sehr maßgebend in den Dingen mitgewirkt hat. Ganz besonders der leider sehr früh verstorbene Rat Schäfer aus Magdeburg, der einen unwahrscheinlichen Eindruck gemacht hat [...] Also das waren so ganz entscheidende Leute, die ich damals kennengelernt habe. Oder den Leipziger Ros-

ner, der auch als Beisitzer war zum Beispiel für die Gruppe ‚Einsatz des Christen‘ oder für die ‚Arbeitswelt‘ Feiereis von Erfurt, der ja in der Priesterausbildung sich intensiv mit Gesellschaftswissenschaften befasst hat“ (Gerhard Rode). Herbert Flügel meldete sich ebenfalls für diese Fachkommission: „Und da war nun auf einmal, stellte sich heraus, dass ich letztlich der einzige Lehrer war, der wirklich aus dem staatlichen Schuldienst kam. Und nicht Berufsschullehrer war, sondern wirklich, auch nicht an der katholischen Schule war oder so, und ehe ich mich versah, war ich ein offensichtlich sehr gesuchter Mann. Überall wollten Sie mich haben. Ich hatte mich Gott sei Dank gleich festgelegt, ja und habe dann mitgearbeitet in dieser Kommission 5 – 5 war das, glaube ich – weiß ich nicht mehr. Es ging um diese beiden Papiere – ‚Christ in der Arbeitswelt‘<sup>28</sup> hieß das eine, und das andere hieß ‚Einsatz für Frieden usw.‘<sup>29</sup> –, also eigentlich die dicksten Dinger. Es war sehr unangenehm. Es war eine ewig lange Zeit, wir haben da viel dran gesessen.“ (Herbert Flügel)

In der FK 5 kam die Grundoption der Pastoralynode am deutlichsten zum Ausdruck: „Hier ist ein kommunistischer Staat, der der Kirche gegenübersteht, und wir müssen sehen, was wir hier machen können. Wir dürfen uns nicht völlig hinter die Mauern treiben lassen und dort eben ein Binnendasein führen, genau das wollten wir nicht. Wir wollten sehen, was man mit Christentum machen kann in einer Gesellschaft, die halt größtenteils atheistisch ist, aber ob es da Möglichkeiten gibt.“ (Klaus Appenroth) Freilich war „die Verständigung über unsere Gesellschaft und die Kirche in unserer Gesellschaft [...] ein kontroverses Thema. Und das gab natürlich schon eine Reihe von Menschen, die das wollten, dass wir nicht nur Kleinigkeiten diskutieren, sondern dass wir diskutieren, welche Rolle kann die katholische Kirche in dieser Gesellschaft spielen und was bedeutet die gesellschaftliche Entwicklung für die Kirche, also diese Wechselseitigkeit. Da denke ich, das ist für mein Empfinden immer

<sup>28</sup> Vgl. *Der Christ in der Arbeitswelt*, in: BERLINER BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoralynode der katholischen Kirche in der DDR*, Leipzig 1977, S. 215–234.

<sup>29</sup> Vgl. *Dienst der Kirche für Versöhnung und Frieden*, in: BERLINER BISCHOFSKONFERENZ (Hrsg.), *Konzil und Diaspora. Die Beschlüsse der Pastoralynode der katholischen Kirche in der DDR*, Leipzig 1977, S. 235–252.

wieder abgeblockt worden, wenn es in die Richtung ging.“ (Wolfgang Bartel)

„Der Christ in der Arbeitswelt“ war das erste Papier der FK 5 überschrieben. „Es gab eine heiße Diskussion um den Begriff ‚Arbeit‘, ein bisschen vor dem Hintergrund, dass nach Marx ja die Arbeit erst den Menschen zum Menschen macht. Da wollte man von dem Begriff ‚Arbeit‘ weg. Alfred Schelf hatte dann vorgeschlagen, von dem menschlichen Schaffen zu reden, um eben doch all die Arbeiten, die nicht Erwerbsarbeiten sind, in den Blick zu bekommen. Also Erziehungsarbeit oder künstlerische Tätigkeiten und solche Geschichten. Das ist wahrgenommen worden, aber ich glaube, es ist dann nicht mal in den Texten verarbeitet worden. Aber, und so das, ja, man hat dann gerade bei diesen letzten Themen, was, die sich so ein bisschen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen beschäftigt haben, auch immer sehr darauf geachtet, dass das alles in einem möglichst unpolitischen Rahmen liegt, dass ja niemand sich provoziert fühlen könnte. Ja nicht den Löwen auf den Schwanz treten.“ (Helmut Hiller)

In manchen heute harmlos erscheinenden Formulierungen steckte unter den Bedingungen des real existierenden Sozialismus viel Sprengstoff. Manfred Stierl erläutert dies an einigen Beispielen:

„Es ist gerade eben in diesem Papier ‚Christ in der Arbeitswelt‘ sicherlich mehr gerungen worden, weil es sehr viele spitzfindige, ohne das negativ werten zu wollen, Klärungsversuche gab, dass sie dann Formulierungen gefunden haben, die uns immer wieder auf den Boden der Tatsachen und der Machbarkeit zurückgeführt haben. Und ich denke, gerade diese Appelle, die unter ‚Christ in der Arbeitswelt‘ ab Absatz 28 aufgenommen sind, die sind aussagekräftig genug, dass diejenigen, die daraus eine Grundlage schöpfen wollten für ihre Arbeit, es dann auch finden konnten. Und wenn wir da geschrieben haben: ‚Christen sind besonders verpflichtet, die in der Arbeitswelt für alle Menschen verbindlichen Grundhaltungen vorbildlich zu leben‘<sup>30</sup>, dann ist das schon eine Aussage. Ich möchte zwar gegenüberstellen einer anderen Aussage, das also im Volksmund im Prinzip ein geflügeltes Wort war: Erich hat gesagt, Ihr sollt alles rausholen aus den Betrieben. Also nehme ich jetzt mal den Schraubstock mit oder,

---

<sup>30</sup> Vgl. *Der Christ in der Arbeitswelt*, S. 227.

nicht? Also auch diese Verantwortung für den Betrieb, obwohl das ein sozialistischer Betrieb war, dass die auch dem Christen obliegt, das war schon mal ein klarer Punkt, eine Aussage, die man denjenigen entgegenhalten konnte, die da solche Sprüche auf dem Schirm hatten und sich auch daran gehalten haben – man hat ja gesehen, was alles verschwunden ist in den Betrieben. Und dazu zählt die Synode dann auch, zu den verbindlichen Grundhaltungen in der Arbeitswelt, dass der Arbeitswille und das Streben nach fachlichem Können da ist, dass Ehrlichkeit und Verantwortungsbewusstsein – das ist also wieder dieser Punkt hier –, Kollegialität und Hilfsbereitschaft, Hilfeleistung für Leistungsbehinderte und Isolierte, die Achtung des persönlichen und gesellschaftlichen Eigentums – also, das hätte Bengsch mit Sicherheit auch nicht von Anfang an gesagt, das gehört in das Synodenpapier herein, aber er hat es ja mit in Kraft gesetzt. Also damit könnte er auch leben. Und es wird immer auch deutlich gesagt in den Erläuterungen in der Fachkommission zu diesem Absatz: Spannungen zwischen den Verhaltensweisen Ehrlichkeit und Verantwortungsbewusstsein, Kollegialität und Hilfsbereitschaft werden nicht immer zu vermeiden sein, aber sie dürfen nicht zur Resignation führen. Und solche progressiven Aussagen, auf die haben unsere Gläubigen auch gewartet, weil im Prinzip ja jeder in der Arbeitswelt verankert war, weil auch sehr viele Frauen gearbeitet haben – Hausfrauen waren ja relativ gering. Oder ein anderer Punkt, hier 29 dann – das habe ich mir hier notiert, 28 bis 31 –, wenn ich auf 29 zu sprechen komme: ‚Christen sollen sich für Gerechtigkeit in der Arbeitswelt und eine ständige Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen einsetzen<sup>31</sup>, wobei kirchliche Einrichtungen dabei natürlich Vorbild sein sollten. Oder 30: ‚Christen dürfen nicht dulden, dass die Wertschätzung des Menschen vom sozialen Ansehen seines Berufes bestimmt wird.‘ Oder 31: ‚Christen sollten‘ – das ist also ein wichtiger, aus meiner Sicht ganz wichtiger Absatz – ‚sollten unter Ausschöpfung aller ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ihrer Mitverantwortung für das Betriebsgeschehen gerecht werden.‘ Das war eben die Frage, die konkret kam: Jetzt sind BGL-Wahlen, also Betriebsgewerkschaftsleitung. Soll ich da, oder soll ich da nicht?

<sup>31</sup> Vgl. *Der Christ in der Arbeitswelt*, S. 228. Folgende Zitate auf derselben Seite.

Soll ich mich zurückhalten, soll ich Vertrauensmann in der Gewerkschaftsgruppe werden oder nicht? Das sind also die Dinge, wo wir ja auch gesagt haben: ‚Sie werden ermutigt, ihren Fähigkeiten und ihrer Belastbarkeit entsprechend Funktionen zu übernehmen, die sie mit ihrem Gewissen vereinbaren können.‘ Das finden Sie hier, wo wir so klare Punkte angerissen haben.“ (Manfred Stierl)

Kirchliche Einrichtungen waren direkt angesprochen, weil nur über sie die Priester und Bischöfe Zugang zur Arbeitswelt hatten: „Was wollte denn ein Klerus über die sozialistische Arbeitswelt sagen? Die hatten ja überhaupt keinen Zugang zu Betrieben oder so was. Das gab es ja gar nicht. Deshalb steht beispielsweise auch bei dem ‚Christ in der Arbeitswelt‘: Christen sollten vorbildlich sein in ihrer Arbeitsauffassung, und mit einem Nachsatz: dafür sollten auch christlich geführte Einrichtungen Vorbild sein. Das hat seinen Sinn. Wenn sie es schon nicht nach außen machen konnten, konnten sie es im Inneren wenigstens realisieren.“ (Gerhard Rode)

Das zweite gesellschaftliche Thema fand seinen Niederschlag im Beschluss „Dienst der Kirche für Versöhnung und Frieden“. In der Entstehungsphase kam es sogar zu einem Krisentreffen zwischen Kommission und Präsidium in Berlin bei Kardinal Bengsch: „Die, von den Konflikten, die passiert sind, ist mir am meisten in Erinnerung, dass eine von dem Fachkommission „Kirche in der Welt“ oder wie das hieß, die hatten also etwas verarbeitet und da war, das hatte also nicht das Wohlwollen des Kardinals gefunden, war also in der Richtung, dass es wahrscheinlich zu weit, also der Situation nicht genügend gerecht wurde, vielleicht zu positiv, ich weiß es nicht mehr im Einzelnen. Es wurde jedenfalls da eine extra Sitzung veranstaltet, wo die Mitglieder dieser Kommission zum Teil und das Präsidium zusammen kamen und in der, in Berlin war das dann und in der Wohnung vom Kardinal darüber diskutiert haben. Naja, und der Kardinal, also mit seiner Meinung habe ich im Grunde übereingestimmt, ja, er war ja ein kluger Mann, aber er hat mir nachher vorgeworfen, dass ich bei der ganzen Sitzung nie etwas gesagt habe. Ich dachte, es war alles gesagt, aber man hat nachher mitgekriegt, dass in solchen Situationen eigentlich so diese afrikanische Palaver-Diskussion erwartet wird, nicht. Dass die Sache erst gültig wird, wenn jeder sein Blabla dazu gesagt hat und das, ich weiß nicht,

ob sie von mir ein Gegenwort erwartet haben. Jedenfalls war das einer der wenigen Konflikte, die es echt gegeben hat und wo man, wenn ich im Nachhinein überlege, hätte man da fragen müssen, was ist denn erlaubt beim nächsten Mal zu streiten, nicht wahr. Das ging also aus der Diskussion nicht genügend draus hervor, aber naja die haben da, das Papier ist dann doch zustande gekommen, nicht wahr.“ (Paul-Julius Kockelmann). Gerade beim Versöhnungs-Papier spielte die Frage nach der Möglichkeit zur Veröffentlichung eine zentrale Rolle: „Aber dieser Gedanke, ja wie gesagt im Wesentlichen von Bengsch: ‚Können wir das drucken später?‘ War eben immer so eine gewisse innere Zensur, die uns auferlegt wurde, so ungefähr, nicht. Und da weiß ich eben genau, dass wir einen ganzen, also schon einen fertigen Vorschlag zur Vorlage bei der Gesamtsynode in unserer Arbeitsgruppe gemacht hatten über ‚Kirche und Welt‘, dass wir das streichen mussten. Und zwar wirklich aufgrund des Synodenpräsidenten, so hieß ja der Bengsch dann, weil das auf keinen Fall irgendwie mit in die offiziellen Papiere eingehen konnte, weil das nicht gedruckt werden kann.“ (Clemens Rosner)

Wieder ist es Manfred Stierl, der einzelne Aussagen des Papiers hervorhebt: „Und dann doch immer diese Frage, die gerade auch von solchen Gruppierungen wie dem Aktionskreis Halle gekommen sind, und Ähnliches gab es ja auch in anderen Jurisdiktionsbezirken und auch von der evangelischen Kirche her diese Frage Friedensdienst und Versöhnung, dass das dann doch auch einer zentralen Aussage bedurfte. Und da haben wir uns ja dann ziemlich am Schluss durchgerungen – im dritten Jahr erst – zu sagen, okay, wir wollen auch so ein Papier Versöhnungsdienst der Kirche für Versöhnung und Frieden. Das kann nicht sein, dass wir da der staatlichen Propaganda und auf der anderen Seite auch der evangelischen Kirche allein das Feld überlassen. Das muss sicherlich auch für uns wichtig sein, dazu Aussagen zu treffen. Und die Aussagen, die da sind, werden also sicherlich dem Herrn Seigewasser und Genossen nicht so richtig geschmeckt haben. Wenn wir allein schon den Begriff Toleranz, den wir in Absatz 9<sup>32</sup> hier aufgreifen, mit an den Anfang des Papiers stellen – das war ja etwas, was ein Staat, der die

---

<sup>32</sup> Vgl. *Dienst der Kirche für Versöhnung und Frieden*, S. 239–240.

Meinung einer Partei, die allwissend und allherrschend, allwissend sein wollte und allherrschend war – wenn man dem dann den Begriff Toleranz gegenüberstellt, dann ist das sicherlich eine gewisse, man kann nicht sagen Kampfansage, aber doch eine Klarstellung, dass es hier auch noch um andere Dinge geht. Die Fragen Gewaltlosigkeit, wenn also hier in 20 gesagt wird: ‚Christliche Eltern und Erzieher sollen den Kindern Tapferkeit vor allem durch Beispiele von Gewissenstreue, Zivilcourage und Gewaltlosigkeit nahebringen<sup>33</sup>, dann ist das eben auch so einer dieser Punkte: Wenn wir von Versöhnung und Frieden reden, dann reden wir eben nicht Frieden mit Waffen zu schaffen, wie das eure Aussage oder eure Grundeinstellung als Partei und Staat ist. Oder in 33, wo wir geschrieben haben: ‚Christen werden bei ihrer Mitarbeit im beruflichen und öffentlichen Leben zu Aufrichtigkeit und verantwortbaren Entscheidungen ermutigt. Dabei sollen sie sich gegenseitig helfen<sup>34</sup> durch, durch, durch. Das greift natürlich nur das auf, was wir in ‚Christ in der Arbeitswelt‘ schon entsprechend herausgearbeitet hatten. [...] In 39 halte ich sehr wichtig den pastoralen Appell: ‚Christen müssen ihre mitmenschlichen Beziehungen entsprechend dem Evangelium gestalten. Im privaten wie im öffentlichen Leben sollen sie ihr Verhalten von der Liebe zum Nächsten bestimmen lassen. Sie müssen sich dem Haß gegen Menschen entschieden widersetzen und alles tun, um das durch menschliche Schuld verursachte Unrecht zu überwinden.<sup>35</sup> Das war also auch eine sehr klare Aussage eben einerseits zum Evangelium, andererseits der Abgrenzung, dass es also nicht um Hass gegenüber dem Staatsfeind oder einem ... gehen kann.“ (Manfred Stierl)

Die Studentenpfarrer waren oft mit der Frage nach dem Wehrdienst konfrontiert: „Also, die Studentenpfarrer haben sich viel gemeldet und mitdiskutiert und Vorschläge gemacht und die vorhandenen Sachen auch erweitert in ihrem Sinne und haben auch einiges da hingekriegt. Pfarrer Rosner von Leipzig, der war am redegewandtesten. Der konnte auch die Sachen so ausdrücken, dass die das

---

<sup>33</sup> Vgl. *Dienst der Kirche für Versöhnung und Frieden*, S. 242.

<sup>34</sup> Vgl. *Dienst der Kirche für Versöhnung und Frieden*, S. 247.

<sup>35</sup> Vgl. *Dienst der Kirche für Versöhnung und Frieden*, S. 249–250.

kapieren. Erstens, weil er veranlagt war, auch in der Konferenz, konnte gut reden, und weil er natürlich Studentenpfarrer im Rücken hatte. Der hat sich dann bei diesen Themen gemeldet: Wir müssen was sagen zum Frieden, Friedensgottesdienste halten und unsere vormilitärische Ausbildung in der Schule, in der Freien Deutschen Jugend, da müssen wir dagegen sein. Oder, ja, Erziehung zur Friedenseinstellung, Friedenserziehung, die muss in der Schule beginnen. Solche Dinge sind andiskutiert worden. Das ist im Papier: ‚Versöhnung muss anfangen im Kindergarten‘“ (Michael Ulrich).

So kam es zu der Besonderheit, dass das Gesetz über die Bausoldaten das erste Mal im Synodentext veröffentlicht wurde als Fußnote 32 zum Abschnitt 36<sup>36</sup>: „Wir haben ja bei der Pastoralynode auch einen Text behandelt, der eigentlich wirklich eine Materie war, der dem Staat gar nicht passte: Dienst der Kirche für den Frieden, nicht. Für Versöhnung und Frieden. Und bei diesem Text haben wir das getan, was sonst in der Öffentlichkeit nicht vorhanden war. Wir haben die Richtlinien für den waffenlosen Dienst bei der NVA als Fußnoten in dem Text mit veröffentlicht. Als der Text dann verabschiedet und fertig war und wir die Druckgenehmigung für den Text haben wollten, hat der Staat gesagt, druckt er nicht. [...] Ja und dann haben wir gesagt: Tut uns Leid, dann können wir die anderen Texte auch nicht veröffentlichen. Entweder die ganze Synode oder gar nichts. Und dann haben sie es genehmigt.“ (Dieter Grande). Hans-Reinhard Koch (geb. 1929) ergänzt: „Einer der Synodalen von den drei Bartel-Brüdern, der Dietmar Bartel, der hat hier den Wehrdienst total verweigert, darauf stand Gefängnis und der hat auch im Gefängnis gesessen und ist ihm hart mitgespielt worden. Und die Alternative, hat dann die DDR-Regierung eine Sache erfunden auf mächtigen Druck hin, der entstanden ist auch durch die Synode der evangelischen Kirche in Eisenach. Da hat ein Jugendlicher das als Antrag an die Synode gestellt oder an das Konsistorium, das war die Synode, und das wurde ja dort öffentlich verhandelt und da waren Journalisten dabei aus Ost und West. Das kam also schon abends durch die Nachrichten, dass das da verhandelt worden sei und die haben also tatsächlich auch den Antrag gestellt. Das war

<sup>36</sup> Vgl. *Dienst der Kirche für Versöhnung und Frieden*, S. 248.

also eine spannende Sache und dann hat die DDR-Regierung den Zwischenweg gefunden, dass sie sagten, die machen einen Dienst ohne Waffen. Dafür kriegen sie einen Spaten auf ihre Schulterklappe, das waren die Spatensoldaten oder die hießen offiziell Bau-soldaten. Und dieses Gesetz ist in der DDR nicht gedruckt worden. Das haben die Bürger nicht erfahren und in der Dresdner Synode als Fußnote bei dem Papier ‚Dienst für Frieden und Versöhnung‘, da ist es als Fußnote gedruckt worden.“ (Hans-Reinhard Koch)

### *5. Nachwirkung und Rezeption*

Über die Nachwirkung der Synode gehen die Meinungen der Beteiligten auseinander. Am deutlichsten äußert sich Herbert Flügel: „Also wenn ich mich mal der Notenterminologie der Lehrer bezeichnen darf, würde ich sagen: Sechs. [...] Als die Synode vorbei war, war das Thema vorbei. Die eigentliche Spannung war raus. Es gab ja die gewisse auch innerkirchliche Spannung, ausgelöst durch diese ganze Entwicklung 68 und was danach kam. Das war dann, 75/76, war das verpufft, war das aus. Da war das Problem entweder ausdiskutiert oder man hatte also seinen Standpunkt gefunden und gesagt: Man macht das jetzt so. Punkt. Wir machen das jetzt so.“ (Herbert Flügel). Die Entwicklung in der Kirche und in der DDR-Gesellschaft war über die Synodenbeschlüsse hinweggegangen: „Also leider sind die Beschlüsse im Großen und Ganzen, muss man sagen, nicht umgesetzt worden. Weder in den Gemeinden, noch, sagen wir mal, die Bischöfe haben sie zwar in Kraft gesetzt, aber es ist wenig danach verwirklicht worden. [...] Das lag sicher auch daran, dass die Zeit eben sehr schnelllebig ist. Und dass – 75 ging die Pastoral synode zu Ende. Dann kam auch für die DDR andere Probleme auf, auch für die Kirche in der DDR viele materielle Fragen. Es begann damals also das sogenannte Sonderbau-Programm. Bis dahin durften ja keine Kirchen gebaut werden. Dann kam dieses Sonderbau-Programm, dass für Westgeld kirchliche Bauten mit Ost-Baumaterial und mit Ost-Betrieben errichtet werden konnten. Also das waren, und dann kam die ganze Friedensbewegung dazu. Also, wenn Sie heute Gemeindeglieder

nach der Pastoralynode fragen, die wissen kaum was, muss ich sagen.“ (Günter Hanisch)

Gerhard Rode sieht eine Hauptwirkung der Synode darin, dass die Beschlüsse von allen Bischöfen für ihre Diözesen in Kraft gesetzt wurden: „Das ist für mich im Nachhinein nach der Synode, so positiv ich die auch sehe und auch für meine persönliche Entwicklung sehe. Sorge bereitete uns am Ende, ob denn alle Bischöfe die Beschlüsse der Synode für ihren Bereich in Kraft setzen würden. Das ist aber gelungen. Es steht auch in dem Buch hier nochmal drin, es gibt ein Protokoll, wo die einzelnen, wo die Bischöfe zu der Zeit: ‚Ich setze hiermit die Beschlüsse der Pastoralynode für meine Jurisdiktion als verbindlich fest.‘ Da gibt es keinen, der das nicht getan hätte, aber es ist dann versendet.“ (Gerhard Rode) Die grundsätzliche Aussage von Dietmar Bartel wird allerdings von mehreren unterstrichen: „Also die Papiere wurden den Gemeinden übergeben und man konnte sie auch kaufen und was in einzelnen Gemeinden realisiert wurde, das hing immer von der Person des Pfarrers oder von einer Gruppe eines, eines Gemeindegemeinschafts, die die Papiere nahmen und damit gearbeitet haben, ab.“ (Dietmar Bartel) Sein Bruder Wolfgang nimmt eine Analogie zu den Texten des Zweiten Vatikanischen Konzils wahr: „Also mein Eindruck ist, dass relativ wenig passiert ist, was wirklich was Neues in Gang gesetzt hätte, und die, also da würde ich eine große Analogie zum Zweiten Vatikanischen Konzil sehen. Da ist ja leider auch sehr Vieles überhaupt nicht wirklich umgesetzt worden und von daher haben dann auch die Papiere und auch die Ergebnisse eine immer geringere Rolle gespielt. Und das ist natürlich sehr zu bedauern, klar.“ (Wolfgang Bartel). Diese Position bestätigt auch Maria Jänchen: „Da muss ich leidvoll bemerken, dass es so gelaufen ist fast wie mit dem Konzil. Es ist nicht viel, es sind nicht viele Spuren in den Gemeinden, finde ich, also nicht wahrgenommen worden. Dass die Synode stattgefunden hat, war gut. Dass das aufgearbeitet wurde, wo wir leben, wie wir leben, wie wir den Glauben leben, das war wichtig, aber wenn man die Beschlüsse, die Texte sich mal vornimmt, es hat vielleicht sowieso eine dynamische Wirkung gehabt. Also eine Eigenwirkung gehabt, dass das Leben gemessen an den Entwicklungen in der Gesellschaft. Aber nicht so geprägt durch die Beschlüsse, würde ich sagen.“ (Maria Jänchen)

In der pastoralen Arbeit sieht Robert Degenhardt wenig Resonanz: „Also von meiner pastoralen Arbeit her, würde ich sagen, oder auch meine pastorale Arbeit her, hat das überhaupt keinen Einfluss gehabt, ja.“ (Robert Degenhardt). Werner Kießig (geb. 1938) bestätigt diese Sichtweise: „Ich habe mit Bewusstsein nur ganz wenige Leute danach kennengelernt, die irgendwann bei irgendwelchen Anlässen was zitiert haben davon, reicht das?“ (Werner Kießig). Die Schuld daran wird vor allem der Fortsetzung der Linie des Berliner Kardinals Bengsch gegeben: „Und die Bengschsche Linie des Status Quo, die wahrscheinlich auch dafür gesorgt hat, die Pastoral-synode möglichst schnell, was Papiere angeht, zu beerdigen.“ (Helmut Hiller)

Verändert worden sei die Kirche der DDR durch die Pastoral-synode nicht: „Wir sind weiterhin die sehr brave und reaktionär nicht, aber doch traditionsverhaftete Kirche geblieben, weil die Kirchen der DDR sind ja in der Mehrheit Katholiken, die aus den Ostgebieten Schlesien, Ostpreußen, Sudetenland hier gelandet und die brachten jeweils ihre Tradition mit und wenn sie die aufrecht erhalten wollten, konnten sie das nur im kirchlichen Raum. Und die waren brav und die Bischöfe und Priester waren froh, dass alle so brav waren. Ja ich kann jetzt kein anderes Fazit dazu ziehen, ist nicht enttäuschend gewesen auch, aber jedenfalls nicht, dass man ständig jetzt plötzlich ganz schwer enttäuscht war, weil man viel mehr erwartet hätte. Ja das haben wir jetzt mal gemacht und ist ganz gut gewesen und ja, jetzt wollen wir weiter leben.“ (Alfons Neumann) Auf die pastorale Linie oberhalb der Ebene der Pfarrgemeinderäte habe die Synode wenig Einfluss gehabt: „So brachte es die Pastoral-synode zwar zu heute noch lesenswerten Papieren und erwies sich als ein diskussionsfreudiges und entscheidungsfreudiges Gremium, ich erinnere nur an die kontroverse Debatte zur Vorlage über die dialogische Verkündigung, aber die Wirkung auf das Leben der Kirche war marginal und die auf die gesellschaftliche Öffentlichkeit gleich null. Zu unüberhörbar war erleichtertes Aufatmen der Verantwortlichen nach dem glücklichen Ausgang dieses potentiell brennenden Unternehmens, als dass sich jemand später drüber und mit viel Erfolg hätte auf die Pastoral-synode berufen können. Ich fürchte, man muss sagen, dass die Aktivität und Bedeutung der kirchlichen

Räte jedenfalls oberhalb der Pfarrgemeinderäte nach der Pastoral-synode abgenommen hat.“ (Hans-Joachim Meyer)

Positive Veränderungen in der Struktur der katholischen Kirche in der DDR wurden in der Ökumene wahrgenommen, vor allem jedoch in der Familienarbeit durch die Einführung von Familiensonntagen, einen neuen Umgang mit geschiedenen und wiederverheirateten Ehepaaren<sup>37</sup> und die von der Synode angeregte Ausbildung von kirchlichen Eheberatern<sup>38</sup>. Dieter Grande bestätigt: „dort, wo Synodalen an den richtigen Punkten saßen, ist viel verwirklicht worden, zum Beispiel in Erfurt hat man sich sehr stark der Ehepastoral angenommen, Vorbereitung auf die Ehe und so weiter, da ist sehr viel Gutes gewachsen. Das haben andere Bistümer alles nicht, weil da eben keiner nachher am Ruder saß, der das realisieren konnte. Dort war es der Seelsorgeamtsleiter nachher, dem war das sein Anliegen und der hat dann also das eben auch realisiert, nicht. Und es ist sicherlich, war in der Synode auch nicht damit zu rechnen, dass da eine hundertprozentige Umsetzung oder so etwas erfolgt. Denn das ist ja schon wieder die nächste Generation fast, die nach der Synode die Arbeit aufnimmt, wo ich eben nicht dabei gewesen bin und den ganzen Prozess miterlebt habe, das kann ich auch nicht umsetzen, bloß zum Lesen der Texte. Deshalb steht normalerweise der Arbeitseinsatz, auch der finanzielle Einsatz, der für eine Synode geleistet werden muss, nicht im Verhältnis zur nachträglichen Umsetzung. Kann gar nicht.“ (Dieter Grande)

Zwei konkrete Nachwirkungen fallen dann erst in das Ende der DDR. Die Ökumenische Versammlung 1988 wurde inspiriert von der Pastoral-synode<sup>39</sup>. Die Einrichtung einer Studienstelle in Berlin

---

<sup>37</sup> „Aber das andere war dann auch, dass ich von der Synode her sehr viel gelernt habe über den Umgang mit Ehen, in denen es kriselte, mit Ehen, die kaputt gegangen waren, und wie begegnen wir als Seelsorger den Geschiedenen, und wie begegnen wir als Seelsorger den geschiedenen Wiederverheirateten?“ – Bertram Vogt (geb. 1930).

<sup>38</sup> „Es sind viele, weiß ich nicht, 15 oder 20, in mehreren Kursen – die Gesamtstatistik habe ich jetzt nicht – in mehreren Kursen in allen jetzt neuen Bundesländern, nicht mehr so ganz jungen Bundesländern, jedenfalls Eheberater ausgebildet, in Leipzig, Berlin und Schwerin und Cottbus und Erfurt und so bis hin nach Hildburghausen.“ – Maximilian Tauscher.

<sup>39</sup> „Und eine weitere Sache ist, glaube ich, das war dann wohl 88, gab es doch

war die entscheidende Vorstufe zur Gründung einer Katholischen Akademie in der ab 1990 wiedervereinigten Stadt: „Ja, ich würde mal sagen, eine konkrete Umsetzung passierte aber viele, viele Jahre nach der Synode. In dem Synodenpapier steht, dass die, ja wer sollte sich das entscheiden, entweder Pastoralkonferenz oder was, eine Institution zu schaffen, das habe ich in meinen Papieren stehen, eine Institution zu schaffen, die sich mit den, die gesellschaftlichen Entwicklungen verfolgt und auch für die kirchliche Arbeit irgendwie mit bedenkt. So eine Institution sollte geschaffen werden, das ist direkt ein Auftrag. Auf der Synode gab es ja pastorale Appelle, da gab es Aufträge und all sowas und es war direkt ein Auftrag, ich glaube an die Pastoralkonferenz. Das war ja die Konferenz, wo alle Seelsorgeamtsleiter zusammenkamen und diesen Auftrag, der wurde erteilt, aber die Synode ist ja 75 wohl zu Ende gegangen. Und in den achtziger Jahren, Ende der achtziger Jahre wurde dann eine Institution geschaffen, die nannte sich Studienstelle, eine Studienstelle, die praktisch das aufgreifen sollte, was auf der Synode schon angedacht war. Und in dieser Studienstelle gab es einen Beirat und da war der Professor Meyer, von dem Sie gesprochen haben und ich war da auch in dem Beirat und da haben wir also schon versucht, Papiere zu erstellen. Und das war diese Studienstelle unter der Leitung damals von Monsignore Ducke, der dann hier mal lange unser Pfarrer war, aber leider auch verstorben ist vor nicht allzu langer Zeit. Und das war der Vorläufer der Katholischen Akademie. Es ist ja die Katholische Akademie in Berlin gegründet worden als eine Akademie eigentlich für die neuen Bundesländer. Die alten Bundesländer hatten ja alle ihre eigenen Akademien ganz groß und so und für uns gab es eigentlich nichts. Und da haben wir halt eben diese katholische Akademie gegründet und das ist, würde ich schon sagen, ein Kind der Synode, aber eine große Spätgeburt.“ (Ruth Kölblin)

Jenseits der Beschlüsse und ihrer Veröffentlichung war die Pastoral synode für die Beteiligten ein großes Ereignis in ihrer persönlichen Biographie und Glaubensgeschichte: „Dass ich das miterleben

---

diese, die ökumenischen Versammlung für Frieden, Gerechtigkeit und Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und noch irgendetwas. Und die haben, glaube ich, sehr stark auf unsere Papiere mit zurückgegriffen.“ – Ruth Kölblin (geb. 1940).

konnte, das Geschehen einer Synode als ein hoch intellektuelles, aber auch geistliches Geschehen. Das ist, das ist enorm.“ (Franz-Georg Friemel) Eberhard Prause (geb. 1938) sieht eine Rückwirkung auf die gesamte katholische Kirche in der DDR: „Aber sagen wir mal so, die Gesamtsituation und Teilnahme an der Pastoralynode kann ich rückwirkend ... äh rückblickend nicht hoch genug einschätzen. Das war einfach eines der ganz großen Erlebnisse. Da dabei gewesen zu sein. Das alles nur festzumachen im Bereich von Text, ... tu ich mir schwer. Und die schönsten Erinnerungen die ich habe, aus diesen Jahren, war einfach der Aufbruch, der Aufbruch und das Selbstbewusstsein einer katholischen Kirche in der DDR. ... die die DDR peinlich geradezu kleinschrieben wollte.“ (Eberhard Prause) So war die Synode ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg in die Wende von 1989/90: „Dass 140 Menschen intelligente Menschen aus unzählig vielen Berufsgruppierungen, Laien und Priester, dass die sich miteinander unterhalten konnten völlig ungestört. Das hatte eine große Sogwirkung und das hat uns in unserem Selbstbewusstsein, glaube ich, den katholischen Weg in die spätere Wende hinein geführt.“ (Johannes Freitag). Christa Wieg beurteilt das Miteinander als Werk des Heiligen Geistes: „Ich glaube, der Hauptwert oder der eigentliche Gewinn war sicher das Zusammensein an sich. Und von daher sind Impulse von den Personen sicher ausgegangen, die dann auch die Kirche wieder mehr geprägt haben als wir vielleicht annehmen. Weil es ein großes Erlebnis, Ereignis und etwas mit Pfingsten zu tun hatte. Geführt vom Heiligen Geist, dass man anders wieder nach Hause gegangen ist. Ich denke auch, die Personen, wenn die was erlebt haben, ist das weit wichtiger als was unbedingt immer geschrieben steht, weil sie dann doch Zeugen sind und gefragt werden oder auch so, oder wenn man sich wiedergesehen hat, war das immer schön.“ (Christa Wieg)

Die Pastoralynode hatte ihre besondere Wirkung in der Ausbildung von Demokratiefähigkeit in einem nicht-demokratischen Umfeld: „Eins kann ich vielleicht noch sagen, was noch wichtig ist: Wir haben auf der Synode Demokratie gelernt. Das ist vielleicht eines, was wir mitnehmen für uns, was dann sehr vielen von uns geholfen hat, als dann Demokratie bei uns gemacht werden musste. Und dann waren ja viele, die sich auch für Christ in der Welt engagiert

haben, auch diejenigen, die die friedliche Revolution und das, was danach gekommen ist, was ja noch zum Teil schwieriger war, bewerkstelligen mussten. Denn irgendwo anders, sei es in Parteien, sei es in Betrieben, wo auch immer, war ja keine Demokratie in dem Sinne. Selbst was wir in Pfarrgemeinderäten und so gemacht haben, war ja nicht in der Größenordnung. Sich da auseinandersetzen, Meinungen ertragen, auch wenn man sie nicht billigt und irgendwie auch Kompromisse finden und so, das war schon eine Sache, die unter diesem Aspekt Umsetzung, wenn es auch nichts mit den Kirchen zu tun hat, mir persönlich und auch anderen mit Sicherheit aus der Synode mit als Bewahrenswertes erscheint.“ (Manfred Stierl. Mit diesem gewachsenen Selbstbewusstsein des Gottesvolkes hatten sich besonders die Bischöfe auseinandersetzen: „Für die meisten Bischöfe und mindestens teilweise auch für viele Priester ist durch die Pastoralynode deutlich geworden, dass es viele aktive und qualifizierte Laien, so genannte Laien, laos, Volk Gottes, zu unterschieden von der allgemeinen Definition der Laien als weitgehend Unkundige, gibt, die die kirchlichen Probleme sehr ernst nehmen, sich mit ihnen auseinandersetzen und Lösungen suchen mit Verantwortungsbereitschaft.“ (Joachim Vogt) Gerade in der neu gelernten Fähigkeit zur Diskussion und Übernahme von Verantwortung sieht Norbert Werbs den großen Gewinn der Pastoralynode: „Und das ist, glaube ich, bei der Synode in Dresden der eigentliche Gewinn gewesen, dass diese 150 Leute mit den Bischöfen im Gespräch waren und gelernt haben, Argumente auszutauschen und Verantwortung zu tragen. Insofern ist die Pastoralynode in Dresden, meine ich, eine sehr gute Sache gewesen für die Entwicklung der Kirche in der DDR. Die Papiere selber sind nicht so intensiv gelesen worden, nachdem sie beschlossen waren.“ (Norbert Werbs) Sein Bruder Ulrich Werbs ergänzt: „Wie die Kirche geworden wäre, wenn es das nicht gegeben hätte, die Dresdener Pastoralynode, weiß ich natürlich auch nicht. Vielleicht wäre alles genauso gekommen, wie es nun gekommen ist. Wir wissen das nicht. Aber darum geht es, glaube ich, auch nicht. Wichtig war, glaube ich, schon, dass die Leute sich mit den Fragen des Glaubens engagiert auseinandersetzen und erleben konnten, dass es sich lohnt, über Glaubensdinge nachzudenken. Ansonsten entsprach es eben der familiären Situation, die halt in

unserer Ostkirche das Leben manchmal etwas langweilig erscheinen lässt. Manche Pfarrer aus dem Westen, die hierher gekommen sind, um mal auszuprobieren, wie es im Osten so geht mit der Kirche, wo ich dann immer gesagt habe, die müssen sich ja die Zunge nach uns ablecken, weil unsere Leute so gut, so bischofshörig sind, pfarrerhörig – wenn der Pfarrer das so gesagt hat, dann müssen wir das auch so machen und so. Da sind manche Seelsorger kaputt gegangen, westliche, die haben sich zurückgemeldet. Die waren Widerspruch gewöhnt und Krach und Streit und so. Das hat man offensichtlich hier so vermisst. Aber das gleicht sich alles langsam ...“ (Ulrich Werbs)

## 6. *Liste der geführten Interviews*

- Dr. Klaus Appenroth, Jena, 13.02.2014 (Robert Walz)  
 Dietmar Bartel, Erfurt, 23.09.2013 (Robert Walz)  
 Wolfgang Bartel, Dresden, 11.11.2013 (Robert Walz)  
 Erika Buhl, Frankfurt/Oder, 25.09.2013 (Robert Walz)  
 Pfarrer Paul Christian, Zwochau, 17.09.2013 (Robert Walz)  
 Robert Degenhardt, Schachtebich, 06.05.2014 (Robert Walz)  
 Bruno Diefenbach, Heilbad Heiligenstadt, 01.08.2013 (Robert Walz)  
 Dr. Bertin Effmert, Groß Lüsewitz / Rostock, 06.08.2013 (Robert Walz)  
 Herbert Flügel, Berlin, 17.02.2014 (Robert Walz)  
 Johannes Freitag, Heilbad Heiligenstadt, 08.08.2013 (Robert Walz)  
 Regina Freitag, Heilbad Heiligenstadt, 08.08.2013 (Robert Walz)  
 Prof. Dr. Franz-Georg Friemel, Erfurt, 12.08.2013 (Robert Walz)  
 Pfarrer Josef Göbel, Berlin, 12.02.2014 (Robert Walz)  
 Prälat Dieter Grande, Dresden, 02.10.2013 (Robert Walz)  
 Dr. Johannes Großmann, Potsdam, 18.09.2013 (Robert Walz)  
 Propst Günter Hanisch, Dresden, 30.09.2013 (Robert Walz)  
 Helmut Hiller, Dessau, 04.11.2013 (Robert Walz)  
 Msgr. Karl-Heinz Hoefs, Berlin, 05.11.2013 (Robert Walz)  
 Dr. Maria Jänchen, Dresden, 22.10.2013 (Robert Walz)  
 Pfarrer Konrad Janiszewski, Hamburg, 07.10.2013 (Robert Walz)  
 Werner Kießig, Brandenburg, 01.10.2013 (Robert Walz)  
 Heinz Kitsche, Dresden, 25.10.2013 (Robert Walz)  
 Weihbischof Hans-Reinhard Koch, Erfurt, 09.10.2013 (Robert Walz)

- Prälat Paul-Julius Kockelmann, Heilbad Heiligenstadt, 15.10.2013 (Robert Walz)
- Dr. Ruth Kölblin, Jena, 26.11.2013 (Robert Walz)
- Maria Kubitz, Bautzen, 19.03.2014 (Robert Walz)
- Adelheid Meinhardt, Magdeburg, 23.10.2013 (Robert Walz)
- Prof. Dr. Hans-Joachim Meyer, Berlin, 16.10.2013 (Robert Walz)
- Alfons Neumann, Schwerin, 24.02.2014 (Robert Walz)
- Georg Pasternak, Wurzen, 28.10.2013 (Robert Walz)
- Msgr. Eberhard Prause, Dresden, 08.10.2013 (Robert Walz)
- Gerhard Rode, Leinefelde, 03.12.2013 (Robert Walz)
- Pfarrer Clemens Rosner, Leipzig-Lindenau, 12.03.2014 (Robert Walz)
- Pfarrer Richard Rupprecht, Werder/Havel, 11.03.2014 (Robert Walz)
- Günter Sandfort, Höxter, 18.11.2013 (Robert Walz)
- Manfred Stierl, Bad Dübener Heide, 06.03.2014 (Robert Walz)
- Maximilian Tauscher, Kleinmachnow, 01.04.2014 (Robert Walz)
- Dr. Michael Ulrich, Bautzen, 19.03.2014 (Robert Walz)
- Pfarrer Bertram Vogt, Tabarz, 29.11.2013 (Robert Walz)
- Joachim Vogt, Magdeburg, 19.11.2013 (Robert Walz)
- Pfarrer Bernhard Wenzel, Bautzen, 19.03.2014 (Robert Walz)
- Weihbischof Norbert Werbs, Schwerin, 12.12.2013 (Robert Walz)
- Dr. Ulrich Werbs, Schwerin, 12.12.2013 (Robert Walz)
- Christa Wieg, Görlitz, 18.03.2014 (Robert Walz)
- Klaus Winkelmann, Wanne-Eickel, 29.10.2013 (Robert Walz)
- Dr. Hans-Joachim Zobel, Dresden, 20.03.2014 (Robert Walz)